

Der Feldweibel.

1.

Und überall, all überall,
Auf Wegen und auf Stegen
Zog Jung und Alt dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.

Bürgers Lenore.

Der Zweite in der Reihe von den preussischen Königen, Friedrich Wilhelm I., war von Potsdam nach Magdeburg gekommen, um im Vorbeigehen auch die neuen Schanzen, Bollwerke und Wälle zu besichtigen, deren Anlage er befohlen hatte. Als den Tag nach seiner Ankunft ruchbar ward, er werde, von der gesammten, glänzenden Feldherrnschaft begleitet, zu Pferde von der Neustadt in die Altstadt hereinkommen und den Zug durch die ganze Länge der Stadt zum Schlosse oder sogenannten Prinzenhause am Domplaze machen, war bald nach der Mittagsstunde Alles, ihn zu sehen, in Bewegung, was irgend Werkstätte, Laden, Schreibstube, Puzzimmer, Küche, Keller u. s. w. verlassen konnte. Denn einen König, und dazu noch ihren eigenen König, mit leiblichen Augen zu sehen oder wiederzusehen, war für die Magdeburger kein geringes Fest. Jeder bildete sich auf die Ehre nicht wenig ein, und ward noch Jahr und Tag nachher um einen Zoll größer, wenn er davon sprechen oder wohl gar Nebenumstände erzählen konnte, die er beim Anblick des Königs

wahrgenommen; zum Beispiel, wie derselbe nachdenkend gewesen sei, oder mit wem er eben gesprochen, oder wie er ausgespuht, oder wie er beim Grüßen den Hut angegriffen habe. Damals galt ein Monarch noch für ein Wesen höherer Natur, wie ein Erbstatthalter des ewigen Schicksals, wie eine Nationalgottheit in wirklicher Menschengestalt. Noch wagte Niemand, die Göttlichkeit eines gekrönten Hauptes zu bezweifeln, als etwa der Kammerdiener, Edelknaube, Leibhusar, Hofmedikus, oder wer sonst mit den menschlichen Schwachheiten der Potentaten in unmittelbare Berührung gerathen war.

Wie Bäche und Nebenflüsse ihre unruhigen Wellen in das weite Wogengebrause eines Hauptstroms ergießen, so spien jetzt die engen, zahlreichen Seitengassen ihre Bevölkerung, bald zu einzelnen Schwärmen, bald zu langen Zügen, in die belebte Hauptstraße der Stadt, der breite Weg genannt. Diese Straße, von unregelmäßiger Bauart und ungleicher Breite, mit alten und neuen, hohen und niedrigen Gebäuden und Kirchen besetzt, erstreckt sich in einigen Krümmungen über eine Viertelstunde lang von einem Thor zum andern. Ueberall sah man die Fenster in sämtlichen Stockwerken mit neugierigen Zuschauern erfüllt, denen das Menschengewimmel drunten einen nicht minder ergöglichen Anblick gewährte, als sie selber diesen hinwieder einen reichen Stoff zur Verwunderung oder zu scherzhaften Bemerkungen oder neugierigen Forschungen boten.

Je näher der Augenblick trat, da der König erscheinen sollte, je mehr verminderte sich das anfangs rege Durcheinanderirren der Menschenmenge. Das unförmliche Gewirre trennte sich zu beiden Seiten des breiten Weges, und das Vielbewegliche erstarrte zu einzelnen festen Volkshaufen, oder Gruppen, je nachdem man sich, durch Zufall mit Freunden oder Fremden zusammengestellt, auf einem vortheilhaften Plage befand.

In einem dieser Haufen, der sich Kopf über Kopf amphitheatra-

lisch auf den liegenden und stehenden, behauenen und unbehauenen Sandsteinplatten, auf Gestellen, Brettergerüsten und bretternem Obdache der Steinmehlen vor der St. Katharinenkirche emporgeschichtet hatte, herrschte ganz besondere Lebhaftigkeit. Denn ein beträchtlicher Theil der lieben Schuljugend hatte sich hier der Anhöhen bemächtigt, und trieb da, zur erlaubten Gemüthsergözung, ihr Kurzweil; stieß bald den Einen, bald den Andern, der sich sicher wähnte, vom Steingestell hinab in den dicken Volkshaufen, oder sie glitt in Masse, schreiend und prasselnd, von der schlüpfrigen Bretterdecke der Steinhütte zur Erde nieder, wie beim Thauwetter im Winter die Schneelagen eines schroffen Hausdaches.

„Alle Wetter!“ schrie im Haufen ein schnurrbärtiger Invalide, indem er den knotigen Krückenstock schwang, der zu seinem hölzernen Bein die Stelle eines dritten oder Hilfs-Fußes vertrat: „Führt die Teufelsbrut dahinten nicht ein Wesen, als stürzten uns die zwei schwarzen Thürme der Katharinenkirche über dem Kopf zusammen? Haltet euch still, ihr Speckhusaren, oder ich hau' euch zusammen, daß die Stücke davon fliegen!“

Die Buben verlängerten alle voll edler Wißbegierde die Hälse, um den Schlund zu erblicken, aus welchem die furchtbare Stimme hervordonnerte. Einige hatten gute Lust, zu sichern und den ungebetenen Zuchtmeister zu necken, nach ihrer Weise; aber den meisten verging doch die Begierde beim Anblick des gewaltigen Knotenstocks und des erschrecklichen Bärengeichts. Das war ein Kopf, zwischen zwei breiten Schultern, der auch handfestere Gegner erschrecken konnte. Ein starkknochiges, braunes Gesicht, mit großer, spitzer Habichtsnase, wandte sich in drohendem Stolz bald rechts, bald links. Ein grauschwarzer Schnurrbart hing über und seitwärts dem Munde, und zwei schwarze Augen bligten fürchterlich hinter überhangenden eisgrauen Augenbraunen hervor, wie die stechenden Sonnenstrahlen zwischen pechfarbenen Gewitterwolken.

Aber aus den Augen, aus dem Sinn. Kaum hatte der Invalide sein Schreckensantlitz wieder von der leichtfertigen Jugend gewandt, um einem ihm wohlbekannten alten reichen Herrn zu winken, der von der Schrottdorfer Gasse daher über den breiten Weg mit feierlichen Schritten kam, hoben die Buben hinter ihm das Spiel von neuem an. Erst sangen einige der muthigsten unter ihnen das lustige Wort „Speckhusar“ mit leiser Stimme, dann mehrere, dann alle, und immer lauter, zuletzt recht taftrichtig mit kräftigstem Geschrei.

„Daß euch alle Donner, Wetter und Hagel in die Schelmens-
rachen fahren!“ brüllte plötzlich der Invalide, schnell umgeschwenkt mit emporstiegenderm Knotenstabe. Und jählings stob die Schaar der Buben von Steinen, Gestellen und Brettern weit aus einander nach allen Weltgegenden, wie ein Schwarm Spazier im Herbst, wenn ein Schuß unter sie fällt. Der Invalide fühlte aber einen leisen Druck auf seine Pelzkappe von hinten her. Es war der alte reiche Herr, der wegen seiner außerordentlichen Länge, wie die Tanne über dem Unterholze, zwischen allen zufälligen Nachbarn und Nachbarinnen hervorragte, und seinen Arm über die Köpfe der Umgebung zum Invaliden gestreckt hielt.

„Was machst du für Handel, Krabb?“ sagte der lange, reiche Herr: „Laß den Kindern ihre Lust; sie treiben's dir nur ärger.“

„Mordio!“ brummte der Invalide, und zog ehrerbietig grüßend die alte Pelzkappe: „Wenn man das Satansgeschmeiß nicht in Ordnung hält, könnte es sogar in Gegenwart von königlicher Majestät Unfug begehen und Schimpf und Schande über die gute Stadt Magdeburg bringen. Das ist kein Spaß, wenn man es mit großen Monarchen zu thun hat. Bleiben Sie nur da stehen, Herr Wilmsen; Sie haben einen guten Platz da, den König zu sehen. Alle Wetter, die Ehre hat man nicht alle Tage.“

„Still, still!“ riefen andere Stimmen: „Der König ist gewiß

schon beim Kröfenthor. Seht, schon ein Husar! Das Volk entblößt schon dahinten die Köpfe. Gut ab! Gut ab!”

Der Invalide Krabb, der sich in die vorderste Reihe gedrängt hatte, zog die Pelzkappe ab, und Herr Wilmsen neben ihm den feinen dreieckigen Hut, dessen Vorderspitze einen langen vorstehenden Schnabel bildete. Links und rechts entstand Todtenstille im Volke.

„Sehen Sie, Herr Wilmsen,“ sagte der Invalide mit leiser Stimme, „wie prächtig! Ja, das ist der König, der Vorderste da mit dem großen Stern auf dem blauen Rocke und dem spanischen Rohr. Kreuz=Wetter, der kann Schläge austheilen! Ich hab's einmal bei Wollin gesehen. Der beste Korporal führt nicht solchen Stock.“

„Und wer ist der alte General, der neben dem König, doch etwas zurückbleibend, reitet?“ fragte Herr Wilmsen: „Kennst du ihn, Krabb?“

„In drei Teufels Namen, ob ich ihn kenne? Mein Rücken erinnert sich noch am jüngsten Tage seiner, wie er mir — ich war kaum sechs Wochen beim Regiment — eins mit flacher Klinge über die Schulterblätter zog, weil mein Haarzopf nicht die ordnungsmäßige Länge hatte. Das ist der alte Dessauer! Der ist hieb-, stich- und kugelfest. Sie hätten ihn sehen sollen, Anno vier, bei Hochstadt, wo wir den Marschall Tallard fingen und die Franzosen peitschten. Dreitausend Schock Millionen Granaten! Anfangs ging's uns etwas schief. Da ließ er seinen Dessauer Marsch aufspielen, und vorwärts ging's wieder, hinein in den dicksten Kugelregen. Still, jetzt kommen sie! Muckse Keiner!“

Es ward tiefe, ehrfurchtsvolle Stille weit umher. Der König ritt langsam daher im Gespräch mit seinem berühmten Generalfeldmarschall, dem Fürsten Leopold von Dessau; hinter ihnen die übrigen Generale und Offiziere. Plötzlich schien der König sein

Pferd einen Augenblick anhalten zu wollen, indem er einen langen Blick auf den Herrn Wilmson warf, und zum Fürsten von Dessau sprach. Der König ritt weiter und sah sich noch einmal um. Der Fürst war zurückgeblieben, bis der Kommandant von Magdeburg in seine Nähe kam. Beide redeten zusammen wenige Worte, mit dem Gesichte nach der Seite gewandt, wo der Invalide und Wilmson standen. Dann ritt der Generalfeldmarschall in kurzem Trabe dem Könige nach.

Als sie kaum vorüber waren, sagte Herr Wilmson zum Invaliden: „Krabb, ich wette Zehn gegen Eins, der König kennt dich und deinen Stelzfuß noch, und der alte Dessauer dazu. Sie sprachen gewiß von dir. Hast du's nicht bemerkt? Das kann für dich ein glücklicher Tag werden!“

„Richtig, Herr Wilmson. Fast sind mir die Sinne geschwunden. Aber doch hätte ich schwören wollen, der König hätte mehr Sie, Herr Wilmson, als meine Wenigkeit ins Auge genommen. Der alte Dessauer aber, denk' ich, muß mich, mein Seel, noch kennen; denn ich war's, der bei Hochstädt einen bayerischen Offizier niederstieß, der eine unserer Fahnen erobert hatte; ich reichte sie dem Fürsten, als er es sah, was ich gethan, und er riß sie mir aus der Faust, und, hol' mich, straf mich! als er die Fahne auf dem Pferde hatte, Herr Wilmson . . .“

Jetzt erst bemerkte der Invalide, daß ihm, im Gedränge der dem königlichen Zuge nachschwärmenden Leute, Herr Wilmson von der Seite gekommen sei, und er seine Geschichte wildfremden Menschen erzählte, die neben ihm gingen. Er stieß einen derben Fluch aus, sah nach allen Richtungen umher, seinen Mann wieder zu finden. Weil er aber die Hoffnung aufgab, machte er rechts um und steuerte stromaufwärts durch das Menschengewühl.

Hastig ergriff ihn ein schöner junger Mann, von hoher Gestalt, beim Arm. Es war der Sohn des Herrn Wilmson, der ihm ent-

gegentrat und ebenfalls einen in der Menschenmenge Verlorenen zu suchen schien.

„Donner, Sie sind es, Friz?“ rief der Alte: „Haben Sie den König gut gesehen? Bei uns hätten Sie sein sollen. Ich kann Ihnen eine ganze Teufelsgeschichte erzählen . . .“

„Ich habe nicht Zeit, Krabb, dich hier anzuhören!“ sagte der junge Wilmsen: „Nur geschwind das Gine: begegnete dir nicht, erblicktest du nicht ein junges, schwarz gekleidetes Frauenzimmer, in tiefster Trauer?“

„Schah!“ entgegnete der alte Schnurrbart, „wenn man den König und den alten Dessauer vor sich hat, fragt man den Kufuf nach jungen, traurigen Frauenzimmern. Kommen Sie, Frizchen, ich muß Ihnen eine Teufelsgeschichte erzählen. Ihr Vater und ich gerathen darüber in Hader und Streit, verlassen Sie sich darauf. Es ist die Frage, ob des Königs Majestät ihn oder mich angesehen, ob der alte Dessauer von ihm oder von mir mit dem Herrn Kommandanten gesprochen hat? So wahr ich lebe, ich glaube bald selbst, daß es mir galt. Der König konnte bei meiner Uniform und meinem Stelzfuße nicht blind vorbeitreten, und der Feldmarschall weiß wohl, wie ich bei Stralsund um mein gutes Bein kam. Sehen Sie, ich hatte Beine, stark und voll, wie die Ihrigen, Friz, . . .“ Dabei machte der Erzähler eine Bewegung, um auf die Füße des jungen Wilmsen zu zeigen; bemerkte aber, daß dieser neben ihm verschwunden war, und die Leute, welche noch einzeln an ihm vorbeigingen, die Mienen zum Lachen verzogen, wenn sie ihn so laut mit sich reden hörten.

2.

Und frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen.

Bürgers Lenore.

Der junge Wilmsen war in der That schon längst davon gegangen, um die verlorne schöne Trauergestalt wieder zu finden, die ihm wichtiger als der König und der alte Dessauer geworden zu sein schien.

Er hatte nämlich anfangs unter den zahlreichen Zuschauern seinen Stand weiter aufwärts unsern dem sogenannten Krökenthor gehabt, wo er sich die Langeweile des Wartens damit vertrieb, die nächst umstehenden Personen zu mustern, in der Hoffnung, einen Bekannten zu entdecken. Als er dann auch hinter sich gesehen, erblickte er ein zartes, niedliches Mädchen, vom Haupte zu den Füßen trauerhaft in schwarzem Boy gekleidet, mit einem schwarzen, zurückgeschlagenen Flor über dem Kopfe, die feine weiße Stirn zum Theil mit einer dicht anliegenden, gegen die Mitte zwischen beiden Augenbraunen zugespizten Schneppe von schwarzem Krepp, nach damaliger Trauertracht, bedeckt.

Er trat sogleich seitwärts und verbeugte sich anmuthig gegen die junge Schönheit, der er bisher durch seine Stellung die Aussicht genommen hatte. Durch einen beredsamen Blick und Deuten seiner Hand lud er sie ein, seinen Platz zu nehmen. Sie verneigte sich still und ernst, trat einen kleinen Schritt vor, und er eben so bald höflich hinter sie. Nun erst wandte sie das Köpfschen nach ihm um, sah mit blauen, seelenvollen Augen zu ihm hin, stammelte eine kleine Entschuldigung und dankte ihm in einem sanften Lächeln, wie er es noch selten so wunderfreundlich in seinem Leben gesehen zu haben glaubte.

Der junge Mensch wünschte sich im Herzen Glück, einer so

holdseligen Jungfrau den kleinen Dienst geleistet zu haben, der ihm nichts kostete. Denn er konnte bequem über sie hinweg sehen. Statt aber hinwegzusehen über das Köpfchen, betrachtete er von hinten erst die niedliche Form desselben; dann den feinen, hellen, etwas vorgebogenen Nacken, der durch das Finstere des Trauer= gewandes noch blendender war. Die Fülle und der Glanz des blonden Haupthaars, in der Vernachtung des Kreppstoffs, entging ihm nicht. Wie gesponnenes, zartes Gold, kräuselten sich einige Lockchen in die Grube des Nackens, und einige längere schmiegt sich seitwärts an den weich= und schlank=gerundeten Hals hinab. Dann maß sein Blick ungestört das schöne Verhältniß der beiden Achseln, die sich mild und anschwellend vom Halse allmählig abwärts senkten; dann den schmalen, etwas einwärts gebogenen Rücken und den schlanken Leib, welchen er gern glaubte mit seinen Händen umfassen zu können, wenn es erlaubt gewesen wäre.

Er betrachtete die Umrisse und Formen mit so großer Aufmerksamkeit, daß er, als Alles links und rechts rief: Hut ab! Hut ab! zwar den Hut abzog, ohne aber sich deutlich bewußt zu werden, warum? Vielmehr, da sich eben das Köpfchen in dem Augenblick mehr vorneigte, ward noch ein Zollbreit des schönen Nackens sichtbar, der bisher hinter dem Nieder verborgen gewesen. Seine Augen waren wie geblendet. Er wußte selbst nicht, wie ihm beim Beschauen dieses schönen Mädchen=Nackens zu Muth ward.

„Haben Sie ihn auch recht gesehen?“ fragte die Schöne, indem sie sich zu ihm umwandte und mit einem kindlichen Unschuldslächeln zu ihm emporblickte.

Der junge Wilmsen erschrak von Herzen, und ward feuerroth, denn er glaubte anfangs, sie rede von ihrem Nacken, und wollte sein etwas spotten. Aber das allgemein um ihn laut werdende Getöse erinnerte ihn daran, daß der König schon vorüber sei. Er ward noch einmal roth, und Verirrung zwar in seinen Geberden,

aber Liebe noch in seinen Augen, sagte er: „Wenn Sie nur bequem gesehen haben!“

„Oh!“ rief sie, „es ist nicht das erste Mal, daß ich den König und die ganze königliche Familie sah. Aber ich danke Ihnen dennoch für Ihre Gefälligkeit.“

Sie wollte sich mit einer Verneigung von ihm entfernen, als er bemerkte, das Gedränge und der Ungestüm des rohen Volkes werde zu heftig; sie würde seines Schutzes für den Augenblick bedürfen. Er bot ihr den Arm. Leise, wie eine Feder, legte sie den ihrigen auf denselben, nachdem sie zuvor ihr weißes Schnupstuch, worin etwas eingewickelt zu sein schien, in die rechte Hand genommen hatte. So gingen beide im wallenden Menschenstrome eine Zeit lang schweigend fort. Der junge Wilmsen in stiller Seligkeit an der Seite des schönen Mädchens bildete sich fast ein, der gütige Himmel habe das ganze Fest ihm zu Ehren veranstaltet. Er drückte den Arm der kleinen Begleiterin sanft an sich, um ihn nur zu fühlen.

„Aber,“ sagte sie, „ich wohne weit von hier, unfern dem Sudenburger Thore. Ich darf Sie nicht bemühen.“

„Fürchten Sie nicht die Mühe, die Sie mir verursachen, denn ich fühle mich eben durch die Mühe für die Mühe belohnt. Doch ehr' ich Ihren Willen, sobald Sie meine Begleitung ablehnen möchten, und verlasse Sie. Ich will entbehren lernen. Man darf nicht immer glücklich sein. Sie sind's ja auch nicht.“

„Nein, gewiß nicht!“ flüsterte sie ernst. Dann wandte sie das kindlich helle Antlitz zu ihm, und sagte nach einer Weile mit dem gütigen Lächeln, das stets, so oft sie redete, in ihren Augen schwamm: „Doch habe ich die Ehre nicht, Sie zu kennen. Woher wissen Sie von mir und meinen Verhältnissen, und daß ich nicht glücklich bin?“

„Wenn mir Ihr Trauerkleid es nicht verrathen hätte, würde mir's doch Ihre . . .“

„Ach, ich trage Leid um meine Mutter!“ seufzte sie, und mit leiserer, zitternder Stimme: „um meine gute Mutter! Den Schmerz kennen Sie vielleicht nicht.“

„Ich werde ihn nie kennen, denn meine Mutter starb mir, ehe ich sie selbst kannte. Aber mit doppelter Inbrunst liebe ich dafür einen Vater . . .“

„O, Sie sind glücklich! Schon als Kind verlor ich den Vater. Ich bin eine Waise und stehe recht allein unterm Himmel.“

Der schmerzliche Ton in diesen Worten klang in allen seinen Nerven wieder. Mag immerhin die Schönheit mit ihrer Siegesmacht das bewundernde Wohlgefallen fesseln, oder die geheime Kraft der Anmuth ein Herz voller Liebe entzünden: schneller wirkt der heilige Schmerz des Mitleidens und gewaltiger, als jene. Denn er zieht das wohlwollende Gemüth auch dem zu, was an sich nicht, als etwas Gefälliges, das Urtheil der Augen bestechen kann, und söhnet sogar mit dem Feinde aus. Der Jüngling fühlte in diesem Augenblick sein Wesen vom süßen Weh des Mitleids durchschauert. Wie gern hätte er ein tröstendes Wort gewagt; wie gern eine Frage mehr gethan, um die Lebensverhältnisse seiner liebenswürdigen Begleiterin besser durchblicken und eine helfende Hand bieten zu können! Aber seiner eifertigen Gutmüthigkeit widersprach das Zartgefühl und die Furcht, durch Zudringlichkeit nur Wunden aufzureißen.

Indem er noch mit sich selber kämpfte, that das Mädchen neben ihm einen heftigen Schrei und ließ seinen Arm jählings fahren.

„O mein Gott!“ rief die Erschrockene mit Thränen im starren Auge: „Nun ist mein Unglück vollendet!“ Und sie warf bei den Worten ihre ängstlichen Blicke suchend umher und mühte sich vergebens, im drängenden Menschengewühl still zu stehen.

„Was ist Ihnen geschehen?“ fragte der junge Wilmsen hastig.

„Es hat mir Jemand im Gedränge das Schnupstuch aus der Hand gerissen, worin ein Pfeifenkopf gewickelt war.“

Der Jüngling rief: „Gehen Sie langsam vorwärts. Ich finde Sie wieder. Ich eile dem Diebe nach.“ Er verließ sie mit diesen Worten und stürzte sich gegen die rechte Seite des Menschenzuges, mit dem Ellbogen durch die Haufen rudern. Denn er hatte beim ersten Schrei des Mädchens einen Menschen wahrgenommen, der durch eine Lücke der wandernden Volksreihen mit großer Eile verschwunden war, einen zeisiggrünen Rock trug und an der Hutspange einen glänzenden Knopf.

Kaum war Wilmsen auf der andern Seite des breiten Weges, wo die Menschenmassen lichter und durchsichtiger waren, entdeckte er wirklich den Zeisig in einiger Entfernung rückwärts, und erkannte in ihm um so sicherer den Räuber des Schnupstuches, weil dieser stillstehend dasselbe eben, nebst dem Inhalt, betrachtete; dann, als er, sich umsehend, Wilmsen erblickte, spornstreichs davon lief und seitwärts in eine Nebengasse absprang. Wilmsen setzte ihm auf den Fersen nach, und verfolgte ihn durch die ganze Länge der Seitengasse. Der Zeisig hatte einen guten Vorsprung; dennoch blieb er mit einem Male stehen, wandte sich und erwartete seinen Verfolger festen Fußes.

„Was wollen Sie von mir? Warum laufen Sie mir nach?“ fragte er, keuchend, nach Athem schnappend, als Wilmsen herankam. — Wilmsen hatte, sobald er sah, der Räuber erwarte ihn, langsamere Schritte genommen. Denn dieser Mensch schien nichts weniger, als räuberartiger Natur zu sein. Es war ein wohlgekleideter junger Mann, von feinem Ansehen. Doch trug er das weiße Schnupstuch in der Hand, welches er während der Flucht vergebens bemüht gewesen war, in die Tasche seines Kleides zu bringen. Man sah, das Tuch verhüllte etwas anderes, als sich selbst.

„Wahrhaftig,“ sagte Wilmsen, „wenn Ihre Flucht und das Tuch Sie nicht verriethen, sollte man in Ihren Kleidern keinen Spitzbuben vermuthen.“ Mit diesen Worten riß er dem jungen Manne den Raub gewaltsam aus der Hand.

„Unverschämter Kerl!“ schrie dieser ihn wüthend an, und machte eine Bewegung, die erlittene Beschimpfung zu rächen. Wilmsen aber versetzte eben so rasch seinem Gegner mit geballter Faust einen dermaßen kräftigen Schlag ins zornige Antlitz, daß dies sogleich vom Blut aus Mund und Nase gefärbt ward, und der Getroffene seithwärts taumelnd Haltung und Gleichgewicht verlor und zur Erde stürzte.

Ohne sich um den Gezüchtigten ferner zu bekümmern, eilte der Sieger mit seiner Beute wieder aus der Nebengasse zum breiten Wege zurück, wo die Schwärme der neugierigen Gasser und Lustwandler sich schon in die Ferne, an der St. Katharinenkirche vorüber, gezogen hatten. Bald erreichte er sie, und durchkreuzte sie nach allen Richtungen, um die schöne Eigenthümerin des wiedereroberten Tuches zu erspähen. Während seiner Kreuzzüge war er auch gegen den alten Krabb angerannt, der ihm von der verschwundenen Traurigen keine Kunde zu geben wußte. Er setzte seinen Lauf rastlos fort, musterte bald von der einen, bald von der andern Seite die sich vorbewegenden Haufen, bald durchschnitt er sie in die Quer. Ueberall, wo er einen Bekannten fand, fragte er nach dem Mädchen in Trauer, ohne Kunde zu erhalten. So gelangte er, durch die ganze Länge der Stadt, bis zum Domplaze, wo der König mit seinem Gefolge vor dem Prinzenhause abstieg. Seine Angst und Ungeduld wuchs mit jeder verlornen Sekunde. Und hätten alle Majestäten des Erdballs einen Kongreß auf dem Magdeburger Domplaze gehalten, er hätte sie so wenig, als einen Kongreß tanzender Mücken am Sommerabende, beachtet. Er durchlief den weiten Raum vor der großen Domkirche, und noch irrer

ließen seine Blicke durch die Tausende der unter einander wandelnden Gestalten. Wie den nächtlichen Wanderer das Irrelicht im Walde, lockte ihn jeder schwarze Punkt zu einem andern Wege. Aber der Punkt verwandelte sich zuletzt immer bald in einen Rathsherrn, bald in ein Bauernweib, bald in einen ehrwürdigen Pastor, bald in die schwarze Schürze einer Dienstmagd.

Endlich zerfloß die vom geendeten Schauspiel gesättigte Menschenmenge, und der Domplatz ward in kurzer Zeit öde. Der junge Wilmsen machte noch einmal den ganzen langen Weg vom Sudenburger zum Krökenthor. Keine menschliche Gestalt, kein Fenster sogar, blieb unbeachtet von ihm. Die schöne Trauernde zeigte sich nicht, obwohl er, um ihre Aufmerksamkeit aus irgend einem Hause auf sich zu ziehen, ihr schneeweißes Tuch als Wahrzeichen in seiner Hand flattern ließ.

3.

Bei Falt und Buchs ist nichts geheuer,
Gebrannte Kinder schen'n das Feuer.

Aus einer Bilderfibel.

Erst, als er sich müde und hoffnungslos nach dem väterlichen Hause zurückbegab, faltete er das Tuch aus einander, um den Inhalt zu betrachten, weniger aus Neugier, als mit dem Wunsch, eine Spur zu entdecken, die ihn zu der Eigenthümerin leiten könnte. Allein in einem der Zwickel des feinen Tuchs fand er nur die Buchstaben G. v. St. eingenäht, die ihm wenig sagten, und auf dem silbernen Deckel eines neuen, ungewöhnlich großen, sehr kostbaren Meerschampfeisenkopfs, der in das Tuch eingeschlagen war, las er die in einander zierlich verschlungenen Buchstaben. J. P. v. G.

Seine Verlegenheit wegen dieses fremden Gutes war um so größer, weil er am folgenden Tage Magdeburg auf geraume Zeit

verlassen sollte, um die verwitwete Schwester seines Vaters nach der Schweiz zu begleiten, wo sie beträchtliche Güter hatte. Sie war nur nach Magdeburg gekommen, ihren Bruder im Leben noch einmal zu sehen, und hatte einige Monate bei ihm gewohnt, in der Hoffnung, sie werde ihn bereden, seine Handlungsgeschäfte aufzugeben und ihr in die Schweiz zu folgen; denn sie liebte ihn sehr.

Wie gewohnt, brachte man im Hause des Herrn Wilmson, bei schönem Sommerwetter, die letzten Stunden des Tages in einem Gärtchen am Hause zu, worin er zwischen den Blumenbeeten eine geschmackvolle Lusthütte hatte bauen lassen. Hieher begab sich Herr Wilmson nach dem Abendessen mit der Frau von Moos, seiner Schwester, und seinem Sohn Fritz. Bisher war nur von der bevorstehenden Reise gesprochen worden, und von dem Abschiedsschmause des folgenden Tages, zu welchem Herr Wilmson seine Freunde und deren Familien eingeladen hatte, in denen seine Schwester mit Liebe aufgenommen war.

Nun aber trat der alte Invalide Krabb, wie er Abends pflegte, in das Gärtchen, um seine Abendpfeife in freier Luft zu schmauchen. Er wohnte bei Herrn Wilmson, der ihn zu lebenslänglicher Verpflegung zu sich genommen. Denn Krabb hatte im schwedischen Kriege, nicht ohne die größte Lebensgefahr, den wichtigsten Theil von Wilmsons Vermögen gegen die Zuchtlosigkeit der Soldaten bei Swinemünde gerettet, nämlich große Niederlagen von fremden Weinen.

Krabb setzte das kurze Pfeifchen vom Munde ab, läpfte grüßend die Pelzkappe und hob dann mit triumphirendem Tone an: „Sie thun mir in der Seele leid, Frau von Moos! Sie sind meiner Treu in Magdeburg gewesen, und haben den glorreichen König von Preußen nicht gesehen. Ja, Frau von Moos, mir ward, wie der König so prächtig daher ritt, und weit umher die ganze Welt vor der Majestät des Einzigen verstummte und sich beugte, mir

ward so grauerlich und wunderlich, als käme der Herrgott selber daher. Gelt, Frischchen, gelt, das war ein Anblick!"

Der junge Wilmson erröthete etwas verlegen, und wußte nicht, was antworten; denn er konnte doch nicht sagen, daß ihn der schöne Nacken eines Mädchens hatte vergessen lassen, nach einem König zu schauen.

Frau von Moos dagegen, die selten Antwort schuldig blieb, erwiderte: „Laßt's Euch meinetwillen nicht leid sein, Krabb. Ich schätze nicht Pracht und Glanz und Herrlichkeit an den Großen dieser Erde, sondern nur wenn sie mit hoher Weisheit strenge Gerechtigkeit und jede Tugend ausüben.“

Krabb stand bei diesen Worten etwas verblüfft und sagte, so höflich er konnte: „Ja, das klingt nun wohl, wie wahr; aber wahrhaftig, ein König ist doch kein Mensch wie unsereins, sondern . . .“

„Ein heiliger Engel?“ fiel Frau von Moos ein.

„Nicht doch, sondern, ich wollte sagen, ein leibhafter und sichtbarer Statthalter Gottes auf Erden.“

„Das ist Lästerung! Gott ist allgegenwärtig, darum bedarf er nirgends eines Statthalters.“

„Aber er ist König von Gottes Gnaden!“

„Und Ihr seid eben so gewiß Invalide von Gottes Gnaden, der ohne Gottes Gnade bei des Königs Gnade verhungert sein würde, nachdem Ihr Euch in seinem Dienst zum Krüppel schießen ließe.“

„Nun, wer weiß, Frau von Moos, ob's den König nicht reut, daß er mich so lange vergaß. Es ist noch nicht ausgemacht, ob er seine gnädigen Blicke auf Herrn Wilmson oder auf meinen Stelzfuß warf. Lassen Sie sich die Teufelsgeschichte erzählen.“ — Und nun erzählte Krabb vom König, vom kugelfesten alten Dessauer und vom Kommandanten.

„Ist's wahr, Bruder, was der Alte da erzählt?“ fragte die Frau von Moos mit ängstlicher Stimme.

„Vollkommen!“ erwiderte Herr Wilmsen. „Doch macht Krabb des Wesens zu viel daraus. Ich bin überzeugt, wir beschäftigten die Aufmerksamkeit des Monarchen sehr flüchtig. Die Sache ist ohne Bedeutung.“

„Gebe es der Himmel!“ rief die Frau von Moos: „Aber ohne Liebe für strenge Gerechtigkeit oder Wahrheit und Tugend ist schon jede Bewegung des Mächtigen, der über Wohl und Wehe von Millionen entscheidet, bedeutsam; nicht selten ist schon manches unschuldige Leben, Eigenthum und Ehre geopfert worden, wie ich selbst die schmerzlichste Erfahrung machen mußte; o, nur die Erinnerung daran erfüllt mich mit Schrecken.“

„Mühmchen,“ sagte der junge Wilmsen, „Sie urtheilen etwas zu streng. Könige unserer Zeit sind keine Barbaren, wie vor Alters. Sie sind Christen und gebildet genug, um Zufriedenheit im Glück ihrer Unterthanen, wie Väter im Glück ihrer Kinder, zu finden.“

Frau von Moos lächelte schmerzlich: „Könige sind sie. Ich habe die Erfahrung, die blutige, gemacht! Ein Wink, und mein schuldloser Gatte ward hingeopfert! — Väter sollten, könnten sie sein! Aber ein Vater hat über sich das Gesetz Gottes, die bürgerliche Obrigkeit, und mehr als Alles, ihn binden die Bande der Natur an seine Kinder. . . . Fröh, in den Jahren, da du geboren wurdest, ließ ein König meinen unglücklichen Mann ergreifen, fort-schleppen und im Kerker sterben, oder hinrichten. Und mein Mann war schuldlos. Der König selbst verhörte ihn, der König in Person verdamnte ihn, und doch war dein Oheim schuldlos. Es war bloße Uebereilung, bloße Verwechslung der Namen und Personen, die das Unglück brachte. Man erfuhr den Irrthum zu spät, und der Statthalter göttlicher Gerechtigkeit und Allmacht konnte die erwürgte Unschuld nicht wieder ins Leben zurückrufen. Nun denn, und dieser König, der mir das Glück meines Lebens zernichtete,

ist ein „noch heut“ viel bewunderter Held. Soll ich ihn preisen? O verzeiht es mir, wenn ich vor den Gewaltigen auf Erden zittere! Mag vielleicht mein gerechter Schmerz und Argwohn guten Fürsten Unrecht thun — verzeih' mir's Gott! Ich fürchte den, der ungebunden und gewaltig ist.“

„Mühmchen, Sie reden vom Schwedenkönig Karl dem Zwölften. Wir aber freuen uns des wackern Friedrich Wilhelm. Er mag seine Fehler haben, er mag . . .“

„O mein Kind, es muß Niemand auf Erden ungebundenen Willen und ungebundene Macht haben, oder er besitze zugleich die göttliche Heiligkeit. Denke dir eine Gottheit mit Launen und Leidenschaften, und du hast . . .“

„Alle Teufel!“ schrie der Invalide: „Das wird mir fast kraus. Laßt mir meinen König in Ehren! Er meint's gut, immer gut, beleidigt kein Kind, und ist ein Soldat dazu, wie Keiner in der Welt. Haben Sie denn, Frau von Moos, in ihrem Lande keinen Herrn?“

„Nein, außer Gott, keinen.“

„Das ist etwas furios. Den haben wir hier bei uns auch. Aber der Herrgott kommt doch bei Ihnen nicht in Person auf den Berg Sinai, wie vor Zeiten, und gibt Gesetze.“

„Nein, die Bürger vereinigen sich zu dem, was bei ihnen gelten soll, und wählen Obrigkeiten, die darüber wachen, daß Alles darnach geht.“

„Zum Kukuk, das muß eine Hottentottenwirthschaft sein.“

„Keineswegs. Alles geht in Ordnung.“

„Also starke Garnisonen, die das Volk in Zucht halten?“

„Gar keine Soldaten. Man schickt einen Weibel mit Mantel und Stab, und Alles gehorcht.“

„Wunderlich, aber mir gefällt's nicht. Ein Land ohne Soldaten ist wie eine Stadt ohne Häuser, wie ein Wald ohne Bäume.“

Das verstand unser König besser. Er jagte die hundert Kammerherren seines Vaters zum Henker und sparte sich den Bissen vom Munde ab, und füttert dafür jetzt eine Armee von fünfzigtausend Mann, die prächtigste auf Gottes weitem Erdboden. — Und wie nun geht's, Frau von Moos, mit Dero Erlaubniß, wenn der Krieg ausbricht, und die feindlichen Heerschaaren gegen Ihr kuriofes Land ziehen, mit Kavallerie, Infanterie, Artillerie, Freiparthie, mit Schiffbrücken, Kanonen, Haubizen und Bombenfesseln? — Schickt man dann etwa dem Feind einen Weibel mit Mantel und Stab entgegen?"

„Guter Krabb, um Haus und Hof, Weib und Kind, Gut und Ehre zu beschützen, ist bei uns Alles Soldat, was Gewehr tragen kann, und schlägt tapferer drein, als der Miethling, wie Ihr das leicht begreifen möget; kommen fünfzigtausend Feinde, rücken ihnen hunderttausend Landesvertheidiger entgegen. So macht man's dort.“

„Nun denn, meinethalben. Nichts für ungut. Die Leute bei Ihnen dort sind doch nur Halbwilde, merk' ich. Ich danke Gott, daß er mich zum preussischen Unterthan machte. Hier haben wir doch alle Sonntage Parade auf dem neuen Markt. Bliß und Wetter, hier ist Ordnung! Wir hier lachten uns die Seele aus dem Leibe, wenn ein Mantel und ein Stab und ein Weibel käme.“

Frau von Moos, ein wenig empfindlich, wollte eben entgegnen, und Herr Wilmsen sein Wort dazwischen reden, um den kleinen Streit zu schlichten, als einer von den Diensthoten des Hauses die Gartenthür öffnete und einen Offizier eintreten ließ.

Man stand bei dieser Erscheinung sogleich ehrerbietig auf; der Invalide mit seitwärts angezogenen Armen, steif, wie eine Drahtpuppe. Vater Wilmsen trat dem Ankömmling, der vornehm und nachlässig mit dem Kopfe nickte, höflich und mit entblößtem Haupte entgegen.

„Sind Sie der Kaufmann Wilmsen?“ fragte der Offizier.

Bsch. Nov. VIII.

— Zu Dero Befehl.

„Sie haben Kinder?“

— Einen Sohn, der die Ehre hat, vor Ihnen zu stehen.

„Wie alt sind Sie?“

— Neunundfünfzig.

„Und der junge Bursch da?“

— Zwanzig oder einundzwanzig.

„Der Kommandant wünscht beide zu sprechen. Er befehlt Ihnen, sich mit Ihrem Sohne morgen Vormittags, Schlag neun Uhr, im Kommandantenhause einzufinden.“

— Ich werde gehorchen. Darf ich fragen, aus welcher Ursache mich der Herr Kommandant . . .

„Weiß ich nicht, hat auch Keiner darnach zu fragen. Also gute Nacht; und Schlag neun Uhr Morgens!“

Damit entfernte sich der Offizier und ging pfeisend und trällernd durch den Garten davon; Vater Wilmsen ihm mit entblößtem Haupte nach, das Geleit zu geben. Der Offizier beachtete es nicht und schlug die Gartenthür zu.

„Zuchhe!“ rief Krabb entzückt, und schmalzte sich eins mit den Fingern beider Hände über dem Kopf: „Hab' ich's nicht gesagt? Der König sah sich nicht vergebens um und gab dem Fürsten von Dessau Ordre. Frohe Botschaft! Große Ehre!“

„Woraus vermuthet Ihr das? Ich fürchte, es stehen böse Dinge bevor!“ sagte Frau von Moos und setzte sich zitternd auf das Bänkehen nieder.

„Pah! böse Dinge! Der Offizier wäre dann doch nicht so ungemein höflich gewesen.“

„Höflich?“ rief Frau von Moos mit Unwillen: „Kann man einen gröbern Tölpel malen? Ließ meinen Bruder mit entblößtem Haupt im grauen Haar vor sich stehen, und rückte nicht einmal den Filz vom Kopfe, nicht einmal in Gegenwart eines Frauenzimmers.“

„Ei, Frau von Moos, einem Offizier liegt das Befehlshaberische in allen Gliedern. Das muß ihm wie angeschaffen sein. Aber er war sehr freundlich, sehr höflich, — solch ein Herr ist von Adel, müssen Sie wissen! — und denken Sie doch, er sprach mit unserm Herrn Wilmsen wie Seinesgleichen, nannte ihn sogar Sie! Denken Sie doch, einen Bürgerlichen nannte er Sie! Wetter, das hat doch etwas auf sich! Geben Sie Acht, das Alles rührt vom König her. Morgen kommt Glück und Ehre über dieses Haus. Sie dürfen morgen noch nicht abreisen!“

„Ach, lieber Bruder,“ sagte Frau von Moos zum alten Herrn Wilmsen, „ich wünschte, statt erst morgen Mittag vom heitern Abschiedsmahle hinweg zu reisen, schon heute davon zu gehen und dich mit mir zu nehmen. O Bruder, ist es dir möglich, fliehe mit mir, da es noch Zeit ist, diese Nacht noch. Es ist nicht gut in der Nähe des Löwen wehrlos leben!“

Herr Wilmsen schüttelte lächelnd den Kopf und sagte beruhigend zu ihr: „Juliane, was auch der Kommandant oder der König von mir wolle, es wird nichts Ehrloses und nichts Ungerechtes sein. Ich bin mir keiner Schuld bewußt. Wäre ich schuldig, oder nur verdächtig, so würde mir keine Einladung zum Kommandanten geworden sein, sondern ich wäre verhaftet worden. Ich glaube aber auch nicht an die Ehre und das Glück, welches Krabb meinem Hause weissagt. Ich bin mir keiner besondern Verdienste bewußt, die ich um den Staat hätte, und wohl noch weniger hat sie Frik. Das Außerordentliche, was die Zukunft für uns hat, bringt sie uns immer unvermuthet; aber was wir im Voraus von ihr fürchten oder hoffen, ist nie so groß, als wir erwarten.“

„Gebe Gott,“ seufzte Frau von Moos, „daß du nicht das Unvermuthete empfängst. Ich fürchte mich nicht vor den Menschen, aber vor denen, die weniger als Menschen sind, oder mehr als Menschen sein wollen.“

Vater Wilmson strich der Schwester lächelnd mit der Hand über das Gesicht. „Weg mit den Sorgen!“ sagte er: „Du bist noch immer, wie vor zwanzig Jahren, die kummervolle Juliane! Laßt uns ins Haus treten, es wird kühl. Wir nehmen noch ein Schlaftrunkchen. Frit, fort in den Keller; eine Flasche Malvaster!“

4.

Als er das hörte, rief er aus
Mit bitterlichen Zähren:
Mein Beispiel soll die ganze Welt
Bedaht und Klugheit lehren.

Alte Ballade von Eschenburg.

Des andern Morgens war Alles im Wilmson'schen Hause früh in Bewegung, um die Vorbereitungen zum Abschiedsfeste zu machen, welches Herr Wilmson seiner Schwester gab. Dieser Ehrenmann, sonst schlicht und recht in allen Dingen, pflegte in seiner Haushaltung Sparsamkeit zu üben, welche fast an Knauserei grenzte. Aber bei außerordentlichen Anlässen wußte er seines Aufwandes fast kein Maß und Ziel. Da wurden die köstlichsten Leckerbissen um jeden Preis herbeigeschafft; die theuersten Weine sollten in Strömen fließen; die stets geschlossenen Prachtzimmer seines Hauses wurden geöffnet, und statt des blinden Zinns auf den Tischen glänzten silberne Teller und Schüsseln, und den Boden bedeckten morgenländische Teppiche. Bei fünfzig Personen seiner Bekanntschaft waren heute zum Abschiedschmause eingeladen. Zwei Musikhöre sollten abwechselnd in entfernten Nebenzimmern, während des Gastmahls, das Ohr der Gäste ergößen. Ringsum an den Wänden prangten und dufteten in geschmackvollen Porzellanvasen malerisch geordnete Blumen. Er selbst ging von Zimmer zu Zimmer umher, nachzuschauen, ob sein Wille gehörig vollzogen werde. Es war ihm nichts

zu prächtig, nichts zu theuer. Während des Essens sollten sich seine Schwester und sein Fritz still entfernen und verschwinden, ohne Lebewohl. So wollte er's. „Denn großem Schmerz,“ sagte er, „hilft große Zerstreuung am besten ab. Das Gemüth wird im Gleichgewicht erhalten. Ich kenne mich, ich bin zu weich; darum thu' ich Fürsorge. Ich halte es mit Till Eulenspiegel: ernstern Sinn, wenn Alles glückt, leichtern Sinn, wenn's übel geht.“

Als Frau von Moos bei ihm erschien zum Frühstück, konnte sie sich nicht erwehren, ihm weinend um den Hals zu fallen. Bruder, ich jammere nicht wegen unserer Trennung,“ sagte sie, „aber die Einladung zum Kommandanten, — glaube mir's, es steht dir und uns Allen Unheil bevor.“

Er lachte.

„Ich hatte einen fürchterlichen Traum diese Nacht. Ich sah meinen verstorbenen Mann. Ich wunderte mich, ihn noch lebend zu sehen. Man stirbt nicht, sagte er, wenn man von der Erde geht. Bis du zu mir kommst, besuch' ich dich zuweilen, wie ich schon oft gethan habe. Jetzt begleite mich in meine Wohnung. — Wo wohnst du? fragte ich. Er zeigte auf eine uralte Kirche. Wir traten hinein. Wir gingen mit schallenden Schritten durch ein Todtengewölbe. Links und rechts Reihen von Särgen. Er legte sich in einen leeren Sarg. Der dort, sagte er, und zeigte auf einen andern leeren, ist für dich, wenn du kommst. Die dort schlafen gut; fuhr er fort und zeigte zu seiner Rechten. Ich blickte hin und erblickte dich, Anton, in dem einen und Fritz in dem andern Sarg. Mich überfiel ein Schauer. — Hättest du sie nur gewarnt, sie wären noch nicht hier! sagte mein Mann. — Ich habe sie ja gewarnt! sagte ich, und Thränen verdunkelten meinen Blick, so daß ich die Särgen nicht sah, sondern es floß ein milchweißer Schaum darüber. Und Alles lösete sich in dem Schimmer auf, der von oben her aus unendlichen Fernen strahlte; und ich fühlte mich in einer

wunderbaren Lust selbst nicht mehr, denn ich ruhte und schwebte selber wie ein Glanz im Glanze. Das kommt daher, sagte, doch nicht mit menschlicher Stimme, ein heller Strahl, der mich durchdrang — aber es war das Wesen meines Vaters — das kommt daher, weil du bei mir bist. Und dein gewesener Bruder Anton und sein gewesener Sohn Fritz sind auch da. — Wie, rief ich, Alles gestorben? — Darüber erwachte ich; aber ich hörte mich wachend noch das Wort gestorben rufen, und es war finster um mich, und es hallte meine Stimme von den Wänden zurück, daß es mich mit Entsetzen durchschauerte. Indem schlug die Thurmuhr der St. Johanniskirche Mitternacht. Ich lag im kalten Angstschweiße. Erst gegen Morgen entschlummerte ich."

Herr Wilmson sagte: „So geht's, wenn man wohlgemeinten Rath verachtet. Warnte ich dich nicht gestern Abend, nichts von den Neunaugen zu essen? Sie machen mir jedesmal Unverdaulichkeit und unruhigen Schlaf. Und dergleichen Träume können einem ganzen Tage die widerlichste Farbe geben."

Da brachte Fritz einen Brief, den eine fremde Dienstmagd ihm für seinen Vater gegeben. Herr Wilmson öffnete und fand keine Unterschrift, sondern nur die wenigen Zeilen: „Ein guter Freund ermahnt Herrn Wilmson, nach Empfang dieses ins Bett zu gehen, und für einige Tage todtkrank zu werden oder zu scheinen. Erwähnter guter Freund weiß aus sicherem Munde, daß Herr Wilmson dem Könige allzugut gefallen hat. Sapienti sat."

Anfangs stuchte Herr Wilmson beim Lesen dieser räthselhaften Zeilen; die Handschrift war ihm unbekannt. Dann sah er lächelnd, mit argwöhnischer Schalkheit, seine Schwester an, zerdrückte das Papier in seiner Hand und steckte es ein.

Nun erzählte Fritz von seinem gestrigen Abenteuer, von der Schönen im Trauerkleide, ihrem geraubten Schnupstuche und Meer-schaumkopf und dem Zeisig mit dem glänzenden Hutknopfe. Herrn

Wilmson war das Geschichtchen willkommen. Es diente zur Zerstreuung seiner Schwester, die das Tuch und den Meerschäumkopf auf allen Seiten betrachtete und Namen und Stand der beraubten Schönen entziffern wollte. Ihre weibliche Neugier war um so mehr gereizt, da Fritz mit einer seltenen Begeisterung, die ihm, wenn er von Frauenzimmern sprach, nicht eigen war, über die Liebenswürdigkeit der unbekannten Blondine sprach.

„Ich hab' es nicht für möglich gehalten,“ rief er, „daß so wunderbarer Reiz, wie wir ihn nur überirdischen Wesen in unserer Einbildungskraft verleihen, in menschlicher Gestalt wirklich erscheinen könne. Ihr Gehen war Schweben; ihr Bewegen unaussprechliches Einschmeicheln, ich möchte sagen, Musik für Augen; ihre Stimme nicht Ton, den das Ohr vernimmt, sondern Klang, der durch unser Inneres, wie aus Träumen, zittert; ihr Antlitz das Antlitz eines kindlichen, in Andacht und Entzücken schwebenden Seraphs; ihr Blick ein gütiges, demüthiges Lächeln voll überirdischen Lichtes.“

„Mit einem Wort,“ unterbrach ihn Vater Wilmson lachend, „ein himmlisches Luftbild von Sonnengold und Abendroth.“

„Fast hätt' ich's glauben mögen!“ antwortete Fritz ganz ernsthaft: „Denn sehen Sie, in ihrem Gesichte war eine gewisse Klarheit, ein gewisses Durchsichtiges, ein . . . es läßt sich nicht mit Worten deuten, nicht mit Farben widerspiegeln. Ich werde dieses Gesicht, diese Gestalt, diesen Zauber, so lange ich ein Gedächtniß habe, nie vergessen.“

Frau von Moos, die schon ein Plänchen für Fritz entworfen hatte — auf ihrem Landgut am Bodensee wohnte eine Verwandtin ihres verstorbenen Mannes, ein junges Mädchen, das ihr lieb war, — machte sauerfüße Miene und sagte: „Fritz, deine künftige Frau wird auf keinen Fall mit deinem Gedächtnisse zufrieden sein.“

„Ist dein Seraph nicht schon wieder in den Wolkenhimmel zu-

rück," sagte der Vater, „so wird er dir und mir noch einmal erscheinen. Ich lasse Tuch und Meerschäumpfeisenkopf ausrufen, aus trommeln, in die Zeitungen setzen, in die Berliner, in die Hamburger; lasse Zettel an die Straßenecken kleben, sogar an die Kirchenthüren."

Unter diesen Gesprächen, die mannigfach wechselten und von Zeit zu Zeit durch das Gefinde unterbrochen wurden, welches mit Fragen wegen der Anordnungen zum Feste kam, ward es neun Uhr. Herr Wilmsen und sein Sohn machten sich auf, um vor dem Gastmahle dem Kommandanten den verlangten Besuch abzustatten. Sie gingen schweigend neben einander durch die Straßen, jeder eigenen Gedanken nachhängend. Derselbe Offizier, welcher gestern den Befehl überbracht hatte, stand vor der Thür des Kommandantenhauses. Er führte die Ankömmlinge eine breite Treppe hinauf in einen geräumigen und prachtvollen Saal. Vor der Saalpforte standen zwei Grenadiere mit zugespitzten Mützen und schwarzgewichstem Knebelbart. Im Saale gingen Offiziere von verschiedenen Regimentern auf und ab, ohne die Hereintretenden, welche sich schüchtern und ehrfurchtsvoll verneigten, eines Blickes zu würdigen.

Nach einer Weile trat aus entgegengesetzter Thür ein Gardeoffizier und rief in den Saal hinein: „Ob der Kaufmann da ist, und sein Sohn?" — Herr Wilmsen und Fritz stellten sich dem Rufenden sogleich dar. „Nur mir nach!" rief der Gardeoffizier, und sie folgten ihm in ein anstoßendes kleines Zimmer. „Hier wartet, bis Ihr gerufen werdet!" sagte er, entfernte sich durch eine andere Thür, kam nach einer Minute zurück und rief: „Er da, der Alte, geht zuerst hinein. Der Junge wartet noch." Damit führte er Herrn Wilmsen in das Zimmer, wo er ihn vermuthlich erst gemeldet hatte.

Fritz vergaß in diesem Augenblicke seiner schönen Unbekannten,

und hing neugierigen Fragen nach, warum er mit seinem Vater hierher beschieden sei. Ein Kammerdiener oder dergleichen, dessen Rocknähte und Rocktaschen alle mit breiten Goldtreffen bedeckt waren, daß man zwischen der Treffenmenge kaum das Tuch des Kleides erblickte, stand, mit dem Rücken gegen ihn gekehrt, am Fenster. Als sich dieser nach einer Weile gähmend umdrehte, fuhr er zurück und murmelte durch die Zähne: „Ei verteufelt! Ist Er's?“

Der junge Wilmsen war nicht minder betroffen. Denn er erblickte in dem Murmelnden den wohlbekannten Zeisig von gestern, dessen dickgeschwollene Nase noch ein untrügliches Denkmal von Frigens zu Tage gelegter Manneskraft geblieben. Der Zeisig maß ihn mit giftigen und stolzen Blicken vom Wirbel bis zur Sohle, trat endlich vor ihn, stierte ihm fest in die Augen und sagte halbleise zwischen den Zähnen: „Ist Er nicht der Schlingel, der sich gestern unterstand . . .“

Frig trat zurück mit funkelndem Blicke und sagte: „Herr, ich bitte, keine Böbelhaftigkeit, oder ich färbe Sie noch einmal roth, trotz dem Treffenrock!“

Der Zeisig zog sich ein wenig zurück und lächelte ihn höhnisch an. Der junge Wilmsen wandte ihm den Rücken und ging zum Fenster. In dem Augenblick fuhr ein Reisewagen durch, auf der Straße unten; mehrere Frauenzimmer saßen darin beisammen. Eins derselben sah mit dem Gesicht gegen das Haus herauf. O Himmel, es war die Schöne in der Trauer! — Frig riß hastig das Fenster auf, ihr nachzusehen. Sie lehnte sich aus dem Kutschenschlag und schien unverwandt nach ihm zu blicken, bis der Wagen um eine Ecke bog. „Himmel!“ seufzte Frig: „Sie ist's! Und ich muß hier sein!“ — Rasch zu seinem Feinde gewandt sagte er: „Eben fährt die junge Dame fort!“

„Welche Dame?“ murrte der Kammerdiener.

„Die Sie gestern beraubten im Gedränge.“

„Einfaltspinsel, ich berauben? Einen Scherz trieb ich, und nichts weiter. Sie kennt mich wohl. Aber der Pfeifenkopf . . .“

Fritz trat einen Schritt näher, vergaß allen Zorn und faßte ihn bei der Hand: „Wie, mein Herr, also Sie kennen Sie?“

„Allerdings. Aber bleib' Er mir vom Leibe und thu' Er nicht so gemein mit mir. Und der Pfeifenkopf?“

Der junge Wilmson hätte jetzt um Alles in der Welt gern Frieden und Freundschaft mit seinem Gegner geschlossen. Er war im Begriff, das unglückliche Mißverständniß von gestern zu bereuen und wegen des Handels um Verzeihung zu bitten. Da ging die Thür auf, und sein Vater kam zurück.

„Ich will nicht auf dich warten,“ flüsterte Wilmson seinem Sohne im Vorbeigehen zu, „ich bin zu Hause nöthig. Komm mir bald nach, sobald du abgefertigt bist.“

„Warum sind wir vorgerufen?“ fragte Fritz.

„Still, Fritz, der König selbst ist im Zimmer!“ erwiderte Herr Wilmson: „Ich weiß noch nicht, was ich eigentlich hier sollte. Der König that gleichgültige Fragen nach meinem Alter, nach meinen Vermögensumständen, nach dir, und ob du geschickt seiest. Dann ließ er mich wieder gehen und versicherte sehr gnädig, er werde für dich gut sorgen, wenn du ihm gefallest. Betrage dich muthig und sehr anständig. Der König ist bei guter Laune. Nimm aber keine Anerbietungen an, wie vortheilhaft sie auch sein mögen, falls dir dergleichen gemacht werden. Erbittle Bedenkzeit. Wir wollen Rücksprache mit einander halten. Lebe wohl indessen!“

Mit diesen Worten entfernte sich Herr Wilmson. Fritz, wie hochwichtig ihm zu jeder andern Zeit gewesen sein würde, in die Nähe eines Monarchen zu treten, empfand jetzt weder Neugier, noch Furcht, noch Anwandlungen von Ehrgeiz. Alle seine Gedanken waren von der Erklärung des hochmüthig-groben Kammerdieners verschlungen, daß er die trauernde Unbekannte wohl kenne. Ja,

dieser Mensch, der zu jeder andern Zeit kaum seine Aufmerksamkeit an sich gezogen hätte, und den er wegen seiner beleidigenden Frechheit wohl abermals ohne Umstände zur Rechenschaft gezwungen haben würde, verwandelte sich durch jene Erklärung für ihn in einen Mann von Würde, von Bedeutsamkeit; und ein Abglanz von der Herrlichkeit der Unbekannten schien ihn zu umstrahlen.

Er war im Begriff, sich noch einmal dem Kammerdiener zu nähern, als die Thür geöffnet ward. Der Gardeoffizier trat unter derselben vor und winkte dem jungen Wilmsen schweigend mit dem Finger.

Der Jüngling trat hinein und verbeugte sich mit tieffter Ehrfurcht nach allen Seiten, ob er gleich Niemanden recht deutlich vor sich sah. Es war Alles Wolke und Nebel. Nicht seine Furchtsamkeit vor der Anwesenheit des Monarchen, nicht der Glanz von dessen Majestät hinderte ihn am Sehen, sondern ungeheurer Tabaksdampf. Das kleine Gemach war mit Generalen angefüllt, die insgesamt ihr Pfeifchen rauchten. Alle standen schweigend umher mit entblößtem Haupte, nur einer derselben saß, den Hut auf dem Kopfe, an einem Tischchen. Der junge Wilmsen erkannte in ihm, als vor dem Gesichte desselben eine blauliche Wolke zerrann, den König.

Dieser betrachtete eine Weile den Jüngling mit sichtbaren Zeichen des Wohlgefallens, nickte dann einem der Zunächststehenden zu und sagte: „Nicht mehr als einundzwanzig? Der ist noch nicht fertig. Er hat wohl noch vier Jahre vor sich. Aus dem Burschen gibt's etwas Rechtes, vielleicht noch einen Flügelmann der Leibkompanie.“

Dann wandte er sich an den Jüngling: „Sage mir, Bursch: was hättest du Lust zu werden?“

— Mein Vater bestimmt mich zum Nachfolger in seiner Hand-

lung; meine Neigung sind, neben der Landwirthschaft, die Wissenschaften.

„Wissenschaften? Was verstehst du darunter? Griechisch, Lateinisch, Hebräisch, Chaldäisch?“

— Ich lese die alten Griechen und Römer gern, habe dabei Geschichte und Mathematik getrieben, und liebe auch die französische und italienische Literatur.

„Pfui Teufel! Aus dir muß es keinen Federfuchs geben. Fort damit! Daß du gut schreiben, lesen und rechnen kannst, freut mich. Ich will dich avanciren.“

— Ihre Majestät wollen geruhen . . .

„Ich nehme dich unter meine Garde nach Potsdam. Verstehst du? Soldat mußt du werden, wenn aus dir ein ganzer Kerl werden soll. Du wirst nicht der Kleinste bleiben, hast vollkommen den Anfsatz von sechs Schuh und darüber.“

— Ihre Majestät . . .

„Wenn du dich rechtschaffen aufführst, sollst du nicht sechs Wochen lang Gemeiner bleiben. Ich brauche in meiner Garde geschickte Leute. Hast du eine Braut?“

— Ihre Majestät! . . . stammelte Wilmsen, und ward feuerroth.

„Seht mir doch, der Milchbart wird da krebseroth! Nun, hat nichts zu sagen. Ohne meine Spezialerlaubnis darfst du keine Frau nehmen; ich will dir schon ein Mädchen geben. Also wir sind mit einander im Reinen. Hast du den Soldatenstand lieb?“

— Nein, Ihre Majestät, ich will frei bleiben.

„Schock Millionen Teufel, was unterstehst du dich?“

— Ich habe nicht die Ehre, einer Ihrer gebornen Unterthanen zu sein.

„Einerlei!“

— Ich bin Bürger in den vereinigten Niederlanden.

„Gleichviel.“

— Ich werde in mein Vaterland zurückgehen.

„Das wirst du unterwegs lassen.“

— Ich rufe den Schutz meiner hochmögenden Herren der Generalstaaten an.

„Halt's Maul, oder ich lasse dir, statt des Handgeldes, zwanzig aus dem ff aufzählen.“

— Die Gerechtigkeitsliebe Ihrer Majestät wird nicht gestatten, daß man einen freien Mann wider seinen Willen . . .

„Du kennst jetzt meinen Willen, und ich will keine freie, sondern treue Leute. Darnach hast du dich zu richten. Fort, nach Potsdam. Man soll dir gutes Handgeld geben.“

— Erlauben Ihre Majestät allergnädigst, ich begehre kein Handgeld, ich werde keines annehmen. Ich habe einen Vater. Er ist mehr als vermögend, er ist reich. Er wird sich zu jeder Summe verstehen, mich loszukaufen, wenn . . .

„Ich verlange kein Geld. Du bist Soldat; damit holla!“

— Ich verwahre feierlich meine Rechte als Mensch gegen jede Gewaltthat. Ich werde lieber sterben, als Fahneneid schwören.

„Himmel-Tausend-Sapperment!“ schrie der König, sprang auf und schwang den Stock gegen den jungen Wilmsen. Dieser, stolz und bescheiden, sah den Monarchen mit einem festen Blick an, ohne die geringste Furcht blicken zu lassen.

Der König ließ den Stock wieder langsam sinken, warf einen zornigen Blick auf den Jüngling, und sagte mit furchtbarer Stimme: „Du nicht den Fahneneid schwören, Wurm du? Du hast keine Wahl mehr, merke dir's, als zwischen der Garde oder dem Galgen.“

— Ihre Majestät, ich wähle lieber den letzten! sagte Wilmsen ruhig.

Der König hob wieder im Zorn den Stock, wandte sich dann aber rasch um und sagte zum Kommandanten: „Laß Er mir den verdamnten Schurken da auf der Stelle in die Kaserne bringen,

oder in die Wacht. Morgen geht er mit dem übrigen Transport ab. Und macht der Kerl die geringsten Umstände, so lasse Er ihn krumm schließen oder in den Bock spannen. Marsch! — Der König wies mit Hand und Stock gegen die Thür. Der Kommandant faßte den jungen Wilmson hart beim Arm und stieß ihn zum Zimmer hinaus, wo der Zeisig hämisch lachend das Gesicht verzog, als er seinen verhassten Ueberwinder stolpernd aus des Königs Zimmer hervorschießen sah.

Angekommen im Saale übergab der Kommandant den trotzigen Rekruten an zwei Offiziere, ihn sogleich zum Depot zu führen, mit Befehl, ihn auf der Stelle krumm zu schließen, bei Wasser und Brod, sobald er sich im mindesten ungeberdig anstelle.

„Ihre Excellenz,“ sagte Wilmson, „wollen mir doch wenigstens erlauben, daß ich meinen Vater noch einmal sehe und von ihm Abschied nehme.“

„Wozu das? Ist ganz unnöthig.“

„Aber ich flehe darum, als die einzige Gnade, die Sie oder Seine Majestät mir noch erweisen können.“

Der Kommandant schwieg einen Augenblick unentschlossen, ging dann in das Zimmer zurück, von woher er gekommen war, und kehrte nach einer Weile mit den Worten zurück: „Man wird's deinem Vater melden, wenn er dich noch sprechen will. Du gehst jetzt zum Depot.“

„Aber Ihre Excellenz wollen gestatten, daß ich mich in meine Wohnung begeben; denn ich bin durchaus nicht in Kleidern, die zur Reise geeignet sind.“

„Packer dich zum Depot!“ rief der Kommandant unwillig: „Das Andere mache mit deinem Vater ab! Ich schicke zu ihm.“

Der Kommandant verließ ihn. Die Offiziere nahmen den Garderekruten zwischen sich und führten ihn ab. Auf der Straße folgte ihnen ein Korporal mit kurzem spanischem Rohr.

Ade, ade, ade!

Ja, Scheiden und Meiden thut weh.

Volkslieb.

Der Jüngling, welcher durch einen einzigen Wachtspruch Vater und Vaterhaus, Beruf, alle bisherigen angenehmen Verhältnisse, alle frohen Aussichten in die Zukunft verloren hatte, um nun Zeit- lebens unter den Fesseln des Volks zu dienen, ging zwischen seinen Wächtern in finsterner Wuth durch die Gassen der Stadt.

„Sei Er nicht so verzweifelt und traurig!“ sagte einer von den ihn begleitenden Offizieren, der Mitleiden für den schönen jungen Mann zu fühlen schien.

„Ich bin nichts weniger, als traurig!“ antwortete Wilmsen kurz, und knirschte mit den Zähnen.

„So ist's recht. Kein Soldat hat es besser, als in der Garde. Es wird Ihm in Potsdam schon gefallen; nur Geduld! Sei Er lustig und guter Dinge.“

„Wenn man Alles, Alles, Alles, was Gegenwart und Zukunft boten, zerschmettert sieht!“

„Denk' Er, ein Erdbeben habe Ihm das verschlungen.“

„Dann wäre ich traurig.“

„Warum dann?“

„Wer kann wider blinde Naturnothwendigkeit? Aber daß man mich aus meinem Hause, aus den Armen meines Vaters wegreißen, zum Sklaven machen darf — — Himmel und Hölle! das ist . . .“

Der Offizier verstand ihn nicht.

Angekommen im Wachthause, ward der Rekrut dem dortigen Offizier übergeben und zu andern jungen Burschen geführt, die in einer schwarz geräucherten Stube an langen hölzernen Tischen saßen, Bier tranken, aßen, sangen und stinkenden Tabak schmauchten. Sie

wollten den Neuankommenden in ihren lustigen Kreis ziehen. Er warf sich schweigend, mit verschränkten Armen in einen Winkelsitz. Sie tranken ihm zu. Er wies sie zurück. Sie machten sich über das arme Mutterföhnchen lustig, wie sie ihn nannten. Er antwortete nicht. Er brütete über Pläne der Rache von fürchterlicher Art. Seines entehrten, zertretenen Lebens achtete er nicht mehr. Er beschloß zu sterben und den Tod zu suchen, um der Welt das Beispiel zu geben, daß Macht und Gewalt nichts über den Willen des Entschlossenen vermögen, der nicht in Fesseln der Sklaverei leben mag.

Die lärmende Gesellschaft um ihn her war eben hinausgegangen frische Luft zu schöpfen, als sich die Thür öffnete. Der wachthabende Offizier und Herr Wilmsen traten ein. Als Fritz seinen Vater erblickte, sprang er auf, warf sich an dessen Brust und schluchzte so laut, so heftig, daß es selbst den Offizier zu rühren schien. Dieser mochte nicht länger Augenzeuge des Abschiedes sein, und entfernte sich schnell.

Herr Wilmsen sprach kein Wort. Er ließ den Schmerz seines Sohnes austoben. Erst als sich dieser erschöpft auf eine der hölzernen Bänke niedersetzte, trat Herr Wilmsen zu ihm und sagte, indem er Fritzens Hand nahm: „Du weinst, wie ein Knabe. Ich erwartete in dir einen Mann zu sehen, der jedes Schicksal tragen könne. Was ist's denn mehr? Du bist Gefangener, bist Soldat. Aber bleib' nur in dir stark und frei und gerecht, dann ist nichts verloren. Sei ruhig! Es ist noch nicht Alles verloren, wenn du dich nicht selbst aufgibst.“

— Wie, Sie haben noch Hoffnung, mich frei zu sehen?

„Allerdings.“

— Sie können mich wieder loskaufen? — rief Fritz, trocknete die Augen und sprang freudig auf.

„Nein. Ich habe das Aeußerste für dich versucht. Man hat

mich abgewiesen. Der König besteht darauf, dich in der Garde zu haben. — Nun denn, du gehst also nach Potsdam. Du ergibst dich in dein Schicksal."

— Und das können Sie, lieber Vater, so kalt aussprechen?

"Du ergibst dich in dein Schicksal. Ich werde dir Reisefleider senden. Hier hast du Geld, wenn du dessen bedarfst. Du gehst nach Potsdam; du unterwirfst dich Allem, was dir geboten wird; du sollst dir Jedermanns Vertrauen erwerben. Ich verlange das von dir."

— Ich laufe davon, und steht gleich Galgenstrafe darauf.

"Nimmermehr! Du bleibst, bis ich dich rufe. Deine Unbesonnenheit würde dich und mich verderben. Wir haben hier kein schützendes Gesetz. Wage es nicht, Argwohn oder Zorn zu erwecken; erst dann würden wir verloren sein. Ich will sorgen. Ueberlaß Gott und mir Alles. Ich werde dich retten. Nur du überleile nichts."

— Und wie lange muß ich Slavendienste thun?

"Bis ich selbst frei bin, bis mein Vermögen in Papier verwandelt und außer Landes ist. Dann wollen wir handeln. Sei ohne Kummer. Gehe deinem Verhängnisse heiter entgegen."

— Aber soll ich den Eid der Treue schwören?

"Kannst du den Zwang hindern? Gezwungener Vertrag ist kein Vertrag. Gott und Vernunft sagen dich vom erpreßten Eide los. Sollten solche Eide wider die ewigen Rechte gelten, so könnte man uns auch schwören lassen, vernunftlose Thiere zu werden."

— Ich gehorche, Vater.

"Du thust wohl daran. Wer nichts zu bereuen hat, hat an nichts zu verzweifeln. Der König wollte mir heute ein festliches Gastmahl vereiteln; mehr ist's nicht. Meine Schwester . . ."

— Ach, weiß sie mein trauriges Loos?

"Sie weiß Alles. Ich selbst kündigte ihr es an. Ich sagte nur: Schwester, dein Wunsch wird nun erfüllt. Ich verlasse Magdeburg
Zsch. Nov. VIII.

und ziehe mit Fritz zu dir hinaus in die Freiheit, sobald ich mich hier von allen Banden losgerissen habe. Sie war vor Freude außer sich. Ich erzählte ihr, was mit dir geschehen sei. Sie dachte an ihren unglücklichen Gatten, und warf ein bitteres, fürchterliches Wort über die Gewaltigen dieser Welt hin. Dann aber sagte sie: „Ich danke diesmal dem Könige. Er macht mir den Abend meines Lebens schön, ohne es zu wollen. Laß anspannen; mir brennt dieser Boden unter den Sohlen.“

Die Ruhe, mit welcher Herr Wilmsen zu seinem Sohne sprach, wirkte besser auf des Jünglings Gemüth, als jeder Trostspruch. Er betrachtete die überraschende Begebenheit der letzten Stunden wie ein Abenteuer, die Reise nach Potsdam mit den übrigen Rekruten wie eine Lustparthie, und seinen Eintritt in die Garde wie eine Maskerade. Er schied heiter von seinem Vater, und erinnerte diesen nur noch, ihm mit andern Sachen auch das weiße Tuch und den Meerschäumkopf nachzusenden.

Folgendes Morgens, mit Sonnenaufgang, wanderte der Rekrutentransport zum Thor hinaus über die Elbbrücke. Fritz, um nicht die Augen der Menschen zu sehr auf sich zu ziehen, hatte die zierlichen Kleider, in denen er vor dem Könige erschienen war, mit den abgetragenen Reisefleibern vertauscht. Er wanderte niedergeschlagen vor sich hin. Am Ende der Strombrücke hörte er sich rufen. „Alle Wetter und Hagel, Fritzchen, wer hätte uns gestern früh erzählt, daß der Blitz so schnell in den Pulverthurm fahren und Alles sprengen würde! Aber das sag' ich Ihnen, der König und der alte Dessauer meinten es verdammt gut mit Ihnen. Nur Sie sind an Allem Schuld. Sie ganz allein! Warum sind Sie so schön und lang aufgeschossen, daß Sie Kopfslänge über Alles wegsehen? Warum machten Sie sich nicht klein, oder frumm, oder lahm? Sie kennen die Grille unsers braven Königs!“

Es war der Invalide Krabb, der dem jungen Wilmsen die Hand

reichte und ihn noch eine Strecke begleiten wollte. Fritz drückte den Alten heftig an die Brust. Er konnte vor Wehmuth nicht sprechen. Thränen stürzten aus seinen Augen.

„Kreuzbataillon!“ schrie Krabb, und wollte mannhaft scheinen, den Schmerz verbeißen, der ihm die Brust zusammenzog, und die Thränen wegschütteln, die ihm in den grauen Schnurrbart fielen: „Was ist denn das? Ich glaube gar, Sie flennen wie ein altes Weib, Fritz. Schämen Sie sich, Herr. Hol's der Teufel, ich habe nichts mehr mit Ihnen zu thun. Ein Soldat muß nicht heulen.“

Krabb wollte noch mehr zu Fritzens Ermuthigung sagen, aber seine Stimme brach. Er brachte kein Wort mehr über die bebenden Lippen, drückte dem jungen Wilmsen die Hand und ging weinend und fluchend über die Brücke zurück in die Stadt, indem er zwischenein für sich sang:

Ade, ade, ade!

Ja, Scheiden und Meiden thut weh!

Sobald der junge Wilmsen die Thürme von Magdeburg hinter sich aus den Augen verloren hatte, beruhigte sich sein Inneres. Er sah in die Zukunft hinaus, sah im fernen Hintergrunde seine Erlösung, seine Flucht, die freien, schönen Ufer des Bodensee's und das Landgut der Schwester seines Vaters. Zwar das rechtlose, gewaltthätige Verfahren, durch welches er binnen vierundzwanzig Stunden aus der Mitte aller seiner Freuden und seiner Freunde hinweg in einen Haufen roher oder lüderlicher oder unglücklicher Menschen geworfen war, empörte noch von Zeit zu Zeit seine Galle; aber er zerstreute sich, wie er konnte, und zum ersten Mal fühlte er die Weisheit und ihr Glück in Ausübung der Lebensregeln seines Vaters: Sei dein eigener Meister, und du bist Meister in der Welt.

Der Mensch denkt,
Gott lenkt.

Die Rekruten machten nur kleine Tagereisen. Nachdem sie in Potsdam eingezogen und gemustert waren, wurden sie verschiedenen Regimentern einverleibt. Wilmsen kam unter die Garde zu Fuß. Er fügte sich geduldig in Alles; erlernte die puppenhafte Stellung, die Handgriffe mit dem Gewehr, Links- und Rechtsschwenken schnell; ward in die blanke Uniform eingekleidet und versah bald den Dienst gleich Andern. Wie wenig er sich auch Mühe darum gab, gewann er in kurzer Zeit die Aufmerksamkeit und Gunst der Hauptleute. Er war ohne Widerrede der schönste Mann im ganzen Regimente, wenn auch nicht der längste. Sein Ton, sein Anstand, seine feinen Sitten verriethen bald, daß er aus gutem Hause sei. Man unterschied ihn von den Andern. Seine mannigfachen Kenntnisse blieben nicht unbemerkt. Die Hauptleute benutzten ihn. Er mußte bei vielen Schreibereien und Rechnungen helfen. Er trug unter der groben Soldatenuniform das feinste Linnen. Er machte große Ausgaben, bald seinen Kameraden einen frohen Tag zu schaffen, bald Nothleidenden Trost zu bringen, denen mit Geld zu helfen war. Dies Alles erwarb ihm eine Achtung unter den Obern, wie sie sonst dem Soldaten nicht zu Theil wird. Er empfing sogar Erlaubniß, ein eigenes Zimmer zu bewohnen; und damit war unter diesen Verhältnissen sein höchster Wunsch gewährt. Er richtete sich niedlich, aber einfach ein. Man wußte wohl, er sei wider seinen Willen und auf des Königs unmittelbaren Befehl unter die Soldaten gebracht. Viele Andere beim Regiment waren auf ähnliche Weise dahin gerathen. Aber Keiner schien mit seinem neuen Stande schneller versöhnt zu sein. Er selbst äußerte bei jedem Anlaß

Zufriedenheit, und erklärte, daß er entschlossen wäre, lebenslänglich Soldat zu bleiben, und wenn sein Vater für den Loskauf Tonneu Goldes böte.

Dies Alles war List. Er erreichte seinen Zweck, Vertrauen zu gewinnen. Man gestattete ihm vorzugsweise große Freiheiten. Selten machte er von ihnen Gebrauch, Mißbrauch nie. Der Oberst des Regiments nannte ihn nicht nur seinen Sohn, sondern behandelte ihn mit einer Freundlichkeit und Achtung, deren sich selbst wenige Offiziere zu rühmen hatten. Wilmson mußte oft bei ihm im Hause sein und Schreiberdienste verrichten; zwar nicht an seiner Tafel, doch aber mit seinen Hausleuten speisen. Durch die Gunst des Obersten rückte Wilmson, besonders da der König sich selber eines Tages nach ihm erkundigt hatte und seine Beförderung wünschte, schon im ersten Vierteljahr zum Feldweibel.

Indessen unterhielt er mit seinem Vater fleißigen Briefwechsel, aus welchem er immer hellere Hoffnungen seiner nahen Erlösung hervorschwimmern sah. Vater Wilmson in Magdeburg verkaufte fort und fort seine gesammten Waarenvorräthe; und konnte es nicht ohne Nachtheil geschehen, ließ er sie in Niederlagen außerhalb der preussischen Grenzen bringen. Er zog nach und nach alle ausstehenden Gelder ein, zuweilen nicht ohne baaren Verlust, unter dem Vorwand, daß er durch auswärtige Bankerote in seinen Vermögensumständen zurückgekommen sei. Man hielt ihn zwar für den ehrlichsten Mann von der Welt; aber sein kaufmännischer Kredit ging dabei unter. Und eben das wollte er, um zuletzt auch nur sein Letztes, seine liegenden Besitzungen in Magdeburg, ohne andern Verdacht zu erregen, in Geld umwandeln zu können.

Als ihm dies gelungen war, schrieb er seinem Sohn: „In vierzehn Tagen verlasse ich Magdeburg und eile zum Bodensee. Man glaubt hier, ich begeben mich in die Niederlande zurück. Dort erwarte ich dich bei meiner Schwester; ich erwarte dich unter Seelen-

angst. Denn du hast ein schweres Werk vor dir. Triff deine Anstalten zur Flucht mit Vorsicht. An Geld fehlt es dir nicht, und verlangst du noch mehr, so send' ich dir auf der Stelle. Heute reisest, weil du es wünschest, Krabb zu dir, um beim Befreiungswerke dein Gehilfe zu sein. Der alte Mann ist närrisch vor Freuden. Du bringst ihn mit dir zum Bodensee. Er soll und will seine alten Tage bei mir beschließen. Damit weniger auf dich und ihn Argwohn falle, und ihr beide in euerm Einverständnisse desto freier handeln könnet, vermeidet, öffentlich beisammen zu erscheinen. Ich habe ihn genugsam mit Geld versorgt."

Der Feldweibel zu Potsdam hatte wirklich schon die Entwürfe zur Flucht vollkommen ins Reine gebracht. Aber zu ihrer sichern Vollziehung war er eines treuen Mannes bedürftig, den er in Potsdam nicht finden konnte. Darum verlangte er den treuen Krabb zu sich. Diesen wollte er, als reichen Kaufmann gekleidet, nach Berlin senden, von dort mit Extrapost nach Potsdam kommen, dann sich von ihm aufnehmen lassen in den Wagen und so über die preussische Grenze nach Sachsen fliegen.

Krabb kam wirklich an. Der Alte weinte Freudenthränen, als er in der Dämmerung eines Abends zum jungen Wilmsen ins Zimmer trat. Fritsch erdrückte den treuen Hausfreund fast an seiner Brust und weihte ihn in seine Plane ein.

"Holla!" rief der Invalide: "Geht mir jetzt das Licht auf, warum mir der alte Herr zu Magdeburg einen ganzen Reisekasten voll seiner Wäsche und Kleider machen und einpacken ließ. Fritschen — hol' mich — straf' mich, — ich sehe darin aus, wie ein geheimer Rath oder Bürgermeister, und mehle ich mir erst den Bart weg, soll mich der Teufel selbst nicht erkennen."

Alle Abreden wurden nun genommen. Krabb sollte im Wirthshause wohnen bleiben. Man wollte nie öffentlich zusammentreffen, und von Magdeburg den letzten Brief des Herrn Wilmsen erwarten.

worin derselbe seine Abreise melden würde; dann alsbald zum Werk schreiten.

Der Brief kam endlich an. Auch Krabb hatte einen, fast gleichen Inhalts, von Herrn Wilmsen empfangen. Mit diesem in der Hand, lief er voller Entzücken, sobald es am Abend dunkel geworden, zum Feldweibel. Dieser aber, der, den Kopf auf den Arm gestützt, in schwermüthiger Stellung am Tische saß, schien das Entzücken des Invaliden diesmal gar nicht mit ihm theilen zu wollen, und antwortete auf Alles sehr kurz und trocken, oft gar nicht.

Der Invaliden stand etwas verblüfft vor seinem jungen Herrn und gaffte ihn mit großen Augen an. „Sind Sie krank geworden?“

— Nein, Krabb.

„Ist etwas vorgefallen?“

— Nichts.

„Nun, so stehen mir alle meine fünf Sinne still, wenn ich das begreife. Ich dachte, Sie wären vor Freuden in allen Lüften, und sitzen nun da, wie ein Delinquent, verzeih' mir's Gott, auf dem Armensünderstuhl. Muß ich nicht morgen nach Berlin, den Reisewagen kaufen, anspannen lassen?“

— Krabb, mit der ganzen Sache hat's noch keine Eile.

„Keine Eile? Warum nicht?“

— Ich weiß nicht.

„Gi, so schlag' doch das Wetter drein. Weiß nicht! Wie soll ich's denn wissen? Der alte Herr ist ja schon fort ins Reich.“

— Ich bleibe einstweilen noch hier. Laß mich in Ruhe.

Mit diesen Worten stand Fritz auf, ging mit großen Schritten einige Male durchs Zimmer, hielt dann plötzlich vor dem Invaliden still, und legte seine Hände auf dessen Schultern, während er einen Blick voll inniger Seligkeit, die sich in seinem ganzen Antlitze offenbarte, in die Höhe richtete. Krabb schwieg, wie ein Mäuschen, und sperrte Mund und Ohren auf; sein ganzes Gesicht ward Ohr,

und horchte der Erzählung, die da kommen sollte. Statt dessen runzelte Friz plötzlich die Stirn, wandte sich ab und ging langsam mit gesenktem Kopfe und verschränkten Armen schweigend ans Fenster.

„Tröste mich Gott, Frizchen, aber das Ding ist mit Ihnen nicht richtig!“ sagte der Invalide verlegen.

„Eben darum!“ rief der junge Mensch rasch und ärgerlich: „Eben darum schweig. Ein- für allemal, ich bleibe; ich will nicht fort; ich kann nicht fort. Laß mich in Ruhe. Morgen, übermorgen, und wenn's in einem Vierteljahr oder einem Jahr wäre, kann ich dir mehr sagen. Die Sachen stehen jetzt anders.“

„Das sind mir schöne Geschichten!“ brummte der Alte: „Komme in Haft und Zast; will, Gott verzeihe mir die schwere Sünde, Kopf und Hals daran wagen, einem Deserteur beim Ausreißen zu helfen und den König zu betrügen; setze mich dem Galgen aus — denn da wird's heißen: mitgefangen, mitgehungen! — und nun ist's mit Allem nichts; soll hier ein Vierteljahr oder ein Jahr auf der Bärenhaut liegen. Alle Hagel, ich lasse mich hängen, aber das thu' ich nicht!“

Der junge Wilmsen hörte nicht auf ihn; und als es der Invalide zu arg trieb, sagte Wilmsen: „Freund Krabb, laß mir Ruhe. Ich bin in einer unseligen Lage; ich kann nicht fort; bin festgebannt; will nicht davon, darf nicht davon; und wenn mich der König über die Grenze bringen ließe, würde ich heimlich wieder umkehren. Nun geh'. Du sollst ja, vielleicht schon in einigen Tagen, Alles erfahren. Nun geh'!“ Mit diesen Worten schob er den Alten zur Thür. Krabb schüttelte den Kopf und ging still suchend in sein Wirthshaus.

7.

Ach, Fröwlin, solt ich dich verlan,
Das wäre fere missethan,
Ein wahrhaft Mann nit missethut.

Altdeutsches Lied.

Daß Friß Wilmson seinen Sinn so plötzlich geändert hatte, und nun Potsdam, seinen Kerker, nicht verlassen wollte, hatte gute Gründe.

Er war am vorigen Tage auf der Wacht beim Schlosse gewesen, und erst Mittags, nach Gewohnheit, abgelöset worden. Wie er des Morgens, um sich im Frühstrahl der Sonne zu erquicken, auf dem Platze zwischen den Bildsäulen umher ging, bemerkte er ein junges, in halbe Trauer gekleidetes Mädchen, welches in Verlegenheit längs den Häusern hinging, sich links und rechts umsah, und endlich in geradester Richtung auf ihn selbst zukam. Seit ihm die trauernde Schönheit in Magdeburg erschienen war, konnte er keine weibliche Gestalt in schwarzen Kleidern gleichgültig betrachten. Inzwischen verrieth schon die Tracht und der gefüllte Handkorb am Arm der Kommenden, daß diese nur eine Dienstmagd war.

Wie sie aber näher trat, vor ihm stehen blieb und schüchtern fragte: „In dieser Gegend soll eine Frau Majorin Malzahn wohnen. Können Sie mich nicht zurecht weisen? Ich bin noch allzufremd in Potsdam, kaum drei Tage hier!“ — und als er die schöne Flötenstimme wieder hörte, die einst sagte: ich bin eine Waise, und stehe recht allein unter dem Himmel! und sie ihm, wie damals, in allen Nerven widerklang; als er abermals das kindlich-helle Antlitz sah, und das freundliche, demüthige Lächeln der Augen, die er nie vergessen hatte, da blendete es ihn, wie Wetterleuchten.

„Wie ist mir denn?“ sagte er mit ungewisser Stimme: „Haben Sie in Magdeburg eine Verwandtin, die Ihnen ähnlich ist, eine Schwester . . . oder sah ich Sie selbst dort, aber — in anderer Tracht . . . oder . . .“

Sie richtete nun erst ihren gesenkten Blick zu ihm auf und trat erröthend einen kleinen Schritt zurück. „Mein Gott!“ stammelte sie: „Trügen Sie nicht den Soldatenrock, ich würde glauben . . . Sie waren also in Magdeburg? Wären Sie vielleicht . . . aber, das ist doch unmöglich!“

Er ward noch verwirrter.

„Ja,“ sagte er traurig, „ich bin von Magdeburg, bin der Sohn des Kaufmanns Wilmsen, und wider meinen Willen, auf Befehl des Königs, unter die Soldaten gebracht; bin schon seit einem halben Jahre hier, und der schönste Tag meines Lebens, den ich in Magdeburg gehabt, ward mir zugleich der schrecklichste. Sind Sie es? Habe ich Sie vielleicht selbst beim Einzuge des Königs gesehen?“

„Ach!“ seufzte sie und senkte ihre Augen zur Erde, „der Tag entschied auch mein Schicksal. Ich erinnere mich Ihrer sehr wohl, Herr Wilmsen; und was man mir Böses von Ihnen gesagt hat, nie habe ich's geglaubt.“

„Wer konnte Ihnen aber Böses von mir sagen?“

„Herr Rief; Sie kennen ihn ja wohl, der Kammerdiener des Herrn Geheimenraths von Gundling. Er behauptete, Sie wären ein Beutelschneider und hätten ihm den Pfeisenkopf und das Tuch geraubt. Ich versichere Sie, nie habe ich dem schlechten Menschen das geglaubt.“

„Ist's möglich? Also wären Sie dasselbe Frauenzimmer, das ich . . . hätte ich Sie damals nur wieder gefunden! — Ich ver-
wahre seitdem Tuch und Meerschäumkopf, wie Heiligthümer, für

Sie. Aber Ihr Name war mir unbekannt. Im Tuche standen nur die Buchstaben C. v. St.

„Clementine Stern!“ lispelte sie halblaut.

„Clementine Stern?“ lispelte er leise nach: „Also müßte es lauten: Clementine von Stern?“ Und indem er diese nachträgliche Frage that, fiel unwillkürlich sein Blick auf den schweren Handkorb an ihrem weißen Arm, auf die bunte Schürze von grobem Leinen, auf das kleine, schwarze Halstuch und die weiße Haube mit schwarzem Bande, wie sie von weiblichen Dienstboten damals getragen zu werden pflegten, die sich etwas städtisch kleideten.

Clementine schien den Lauf seiner Augen besser zu verstehen, als er sich dessen eben bewußt war. Sie ward blutroth und sagte: „Es könnte wohl so lauten; aber meine Familie hat das Von längst fallen lassen und nur ihren Unglücksstern behalten. Seit mein seliger Vater als Subkonrektor gestorben, und meine selige Mutter nach Berlin gegangen war, in der Hoffnung, eine Unterstützung durch einen weitläufigen, aber reichen Verwandten zu erhalten, nämlich durch den Herrn Geheimenrath von Gundling, vollendete sich unsere Noth. Meine arme Mutter starb. Und ich war dahin gebracht, die bessern Kleider abzulegen, um mein Brod, als Magd, zu verdienen.“ Indem sie das sagte, perlten einige helle Thränen über ihre rothen Wangen. „Legen Sie meine Traurigkeit nicht falsch aus, Herr Wilmson; ich schäme mich meines niedrigen, doch ehrlichen Standes gar nicht. Ich dachte vorhin nur an den Schmerz meiner Mutter, den sie gefühlt haben würde, wenn ihr meine Zukunft hätte ahnen können.“

„O, liebes Fräulein, wenn ich . . .“

„Nennen Sie mich ja nicht Fräulein!“ rief sie und sah ihn mit Aengstlichkeit und Verwunderung an. Als sie aber seine Augen von Thränen verdunkelt erblickte, setzte sie mitleidig hinzu: „Auch Sie also sind nicht mehr glücklich?“

„Wie können Sie mich für glücklich halten, wenn ich Sie weinen sehe, liebe Clementine? Wie stelle ich Ihnen den Meerschäufkopf zu, den ich von Ihnen in Händen habe?“

„O!“ rief Clementine, und ihre Wangen färbten sich höher! „Lassen Sie mich den nicht wieder sehen. Er ist nun bezahlt. Er hat mein Unglück vollendet, oder vielmehr, er war das Werkzeug des schändlichen Rief, des Kammerdieners, zu meinem Verderben.“

Sie erzählte die Geschichte des Kopfs nun mit der ihr eigenen Anmuth. Der Eigenthümer dieses Prachtwerks war der Geheimrath von Gundling, welcher sich auf den Besitz des köstlichen Schaustücks nicht wenig einbildete. Er hatte ihn um eine beträchtliche Summe in Magdeburg, wohin er in des Königs Gefolge gekommen war, angekauft, und daselbst seinen Namenszug von einem der Goldschmiede auf den Silberdeckel graben lassen. Clementine, welche zu gleicher Zeit nach Magdeburg mit einer dem Geheimrath verwandten Familie gereiset war, in der sie einweilen nach dem Tode ihrer Mutter aus Mitleiden aufgenommen worden, mußte an jenem Unglückstage das Prachtstück vom Goldschmied zurückholen. Wir wissen, wie sie es verlor. Der bekannte Zeißig, ein Wüßling, hatte längst Absichten auf das arme Mädchen gehabt, welches er durch den Raub ein wenig necken oder firrer machen wollte. Er hielt den Unbekannten, mit welchem sie im Menschengewühl so traulich plaudernd Arm in Arm ging, für seinen beglückten Nebenbuhler. Die Wuth des jungen Wilmson, ihm den Raub wieder zu entreißen, bestätigte Riefs Verdacht. Dies und die eigene Niederlage unter Wilmsons Fäusten erfüllte ihn mit Rachsucht. Er erfuhr erst nach der Rückkunft in Berlin, daß der Pfeifenkopf nicht wieder zurückgestellt worden sei. Der Geheimrath Gundling, ohnehin ein Mann von verschrobener Gemüthsart, bekanntlich des Königs Hofnarr dabei, gerieth über den Verlust in Raserei. Sein Kammerdiener Rief wollte von Clementinens Angst

Vorthell ziehen, versprach ihr, den Geheimenrath zu beruhigen, und den Preis des Kopfes zu bezahlen, wenn die spröde Schöne ein wenig milder werden wolle. Da sie ihn aber stolz zurückwies, erzählte er dem Geheimenrath von dem Vorfall in Magdeburg, nur mit Entstellungen. Er habe gehört, wie Clementine von einem ihrer Liebhaber um den Kopf gebeten worden sei, und wie sie ihm endlich das Geschenk gegeben. Rief habe dem Kerl den Meerschäumkopf aus den Händen gerissen, wäre aber sogleich von demselben und mehreren von dessen Kameraden verfolgt, beraubt und mißhandelt worden; denn mit einem einzigen allein würde er's wohl noch aufgenommen haben. Ohne Zweifel wäre der Räuber des Meerschäumkopfs aus Berlin; denn in einer fremden Stadt, wie Magdeburg, könne Mamsell Stern unmöglich einen Liebhaber gefunden haben, gegen welchen sie so große Freigebigkeit geäußert hätte.

Weil Clementinens eigener Bericht über den Vorfall in Magdeburg ziemlich mit der Lüge des Kammerdieners einstimmt, diente ihr Wort zur Bestätigung von Riefs Lüge. Daß sie den jungen Menschen, mit dem sie vertraulich gegangen war, nicht gekannt, noch weniger in ihm einen Liebhaber gehabt hätte, glaubte ihr natürlich Niemand. Sie mußte also vollen Schadenersatz leisten und aus dem Hause; ja es für Gnade halten, daß man sie nicht ins Zuchthaus schickte. Nun Clementine in voller Verlassenheit und Armuth war, erbot sich der Zeisig zu ihrem Beschützer und Versorger. Er zweifelte nicht, daß die Noth, in welche er sie gestürzt, ihre Widerspenstigkeit besiegen müsse. Er irrte sich. Und als sie nach vergeblichem Bemühen, in irgend ein Haus von Berlin als Kammerjungfer aufgenommen zu werden, keine Hoffnung vor sich sah, begab sie sich nach Potsdam, um als Haus- und Stubenmädchen ein ehrliches Dasein zu fristen.

Der junge Wilmsen hörte die Erzählung der Unglücklichen mit

Schmerz. „Läuft mir der Bösewicht irgendwo über den Weg,“ rief er mit nassen und funkelnden Augen, „ich jage ihm, wäre es im königlichen Vorzimmer, den Pallasch durchs Herz. Nun begreife ich, daß der ruchlose Bube, der mich doch im Vorzimmer des Königs sah, der doch wußte, daß ich als Soldat fortgeschleppt wurde, mich Niemandem nannte, und mich nicht als Dieb verklagte. Er mußte fürchten, Ihre Unschuld und seine Niederträchtigkeit und Unwahrheit komme zugleich an den Tag. — Ach, liebe Clementine, wie viel haben Sie meinetwillen gelitten! Denn Alles wäre vielleicht nicht geschehen, wenn ich Sie im Menschengedränge nicht begleitet hätte! Ich muß Ihnen Vieles vergüten. Und ich will es. Ich kann es. O mein Gott, wie viel haben Sie gelitten! Wie viel leiden Sie noch!“

„Nein, Herr Wilmsen, ich leide nichts mehr. Ich habe eine gütige Herrschaft gefunden.“

„Ach, die gütigste Herrschaft ist eine Herrschaft! Sie sollten frei sein. O, meine Liebe, ich bin freilich jetzt noch Soldat, — aber mein Vater ist reich, ich bin reich, haben Sie Vertrauen zu mir. Ich bin gewiß nicht von dem Schlage, wie der elende Kammerdiener; — ich biete Ihnen . . .“

„Für Alle Anerbietungen danke ich Ihnen, Herr Wilmsen. Sie sind sehr gütig. Aber ich bin nur frei, so lange ich Niemandem Verpflichtungen schuldig bin. Und daß ich Sie nicht für einen Mann halten solle, wie jenen elenden Menschen, nein, das hätten Sie nicht nöthig gehabt, zu bitten. Er ist mein bösester Feind. Ich kenne ihn.“

„O, daß Sie mich auch kennen würden! Vielleicht . . .“

„Wacht heraus!“ schrie die Schildwacht. Ein General ritt über den Platz. Die Soldaten eilten aus der Wachtstube hervor. Der Feldweibel verbeugte sich flüchtig gegen das artige Kammermädchen und sprang zu seinen Leuten in Reih' und Glied. Als der General

vorbeigeritten war, hatte sich die schöne Clementine vom Plaze verloren.

Träumend ging der Feldweibel auf und ab. Die unerwartete Erscheinung hatte sein Inneres verwandelt. Er wiederholte sich ihre Worte und Erzählungen. Die Bewegungen ihres Gemüths, während des Plauderns, hatten sie noch schöner gemacht, als er sie in Magdeburg gefunden. Er trat wieder auf dieselbe Stelle, wo sie vor ihm gestanden war. Ein Schauer drang von dem geweihten Boden durch seine Fersen empor. Potsdam, welches ihm bisher wie ein Kerker erschienen war, hatte sich in ein Feen-Reich, und der Befehl des Königs, der ihn zum Soldaten gemacht hatte, in eine göttliche Fügung verwandelt. Er segnete den Monarchen, er segnete sein Loos. Er dachte nicht mehr daran, Potsdam zu verlassen. Auch die Hölle würde ihm in Clementinens Nähe reizend geworden sein.

Sobald er von der Wacht abgelöset worden war, durchstrich er alle Gegenden der Stadt, Neustadt, Friedrichsstadt und Bodengraß. Das Unglück aber hatte gewollt, daß er nicht nach der Wohnung des Mädchens gefragt hatte. Er suchte bis zur dunkeln Nacht, und fand sie nirgends wieder. Doch war er übergücklich. So fand ihn Krabb am Abend desselben Tages.

8.

Renardo sah her, Blondine sah hin;
Sie trugen im Herzen wohl liebenden Sinn.

Ballade von Bürger.

Man wird nicht daran zweifeln, daß der junge Feldweibel auch folgendes Morgens seine Nachforschungen fortgesetzt habe. Die Residenz Potsdam ist nichts weniger als von außerordentlicher Größe,

und noch weniger von außerordentlicher Volksmenge. Man weiß aber aus allen Romanen, daß Liebende, die sich suchen, einander finden, und müßten sie auch Welttheile durchkreuzen. Daher ist es nichts Erstaunliches, daß Fritz Wilmson, nachdem er seine Entdeckungstreisen kaum drei Stunden lang fortgesetzt hatte, sein Ziel erreichte. Im mittlern Stock eines großen Hauses stand Clementine am Fenster, und zwar etwas vorgeneigt, als suche sie auch ihn zu erkennen. Ihm ward, als schlugen Flammen über ihm zusammen. Sobald er aber näher kam, um sein Haupt vor der Angebeteten in ehrfurchtsvollem Grusse zu entblößen, schien sie ihn nicht mehr zu bemerken, sondern trat zurück, schloß nicht nur das Fenster, sondern zog sogar die weißen Umhänge vor.

Das überfiel ihn mit Frost und Kälte, wie wenn sich Schneewolken plötzlich über eine blühende Frühlingswelt ausleeren. Er kehrte finster in seine Zelle heim, kämpfte lange mit sich, und ward endlich Sieger. Er schämte sich seiner Leidenschaft über eine Unbekannte, die sein reines Wohlwollen verschmähte, und beschloß, mit Ernst an seine Flucht zu denken. Er sprach mit Krabb. Tag und Stunde wurden verabredet. Krabb sollte nach Berlin, einen Reisewagen kaufen, als vornehmer Kaufmann mit Postpferden durch Potsdam eilen, und ihn, als Bedienten gekleidet, zur nächtlichen Stunde vor dem Thor aufnehmen und entführen.

Krabb kam folgendes Tages noch einmal zu Wilmson, um vorläufigen Abschied zu nehmen. Krabb trat frohen Muthes ins Zimmer, während sein junger Herr im Fenster lag und in die stille Straße hinabsah. Krabb grüßte und lärmte vergebens. Der Feldweibel sah sich nicht um. Denn die Straße daher kam Clementine; sie bemerkte ihn droben am Fenster, erkannte ihn, lächelte mit verschämter Freundlichkeit einen Augenblick empor, grüßte sogar, ging vorüber, und schon ziemlich entfernt, wandte sie nach einmal das Köpfchen und blickte nach ihm. Fritz war außer sich. Aller Schnee

schmolz, und der warme Frühling mit den gebeugten, aber unzerknickten Blüthen ging wieder in ihm auf.

Als Krabb endlich Gewalt brauchte, um seine Gegenwart bemerkbar zu machen, drehte sich der junge Herr zu ihm mit glühenden Wangen und flammenden Blicken. Lange verstand er nicht, was Krabb wollte, und zuletzt gab er den einfachen Bescheid: „Wir bleiben. Ich reise nicht. Ich werde Potsdam nicht verlassen; und wenn ich wüßte, daß die Stadt in wenigen Stunden von einem Erdbeben verschlungen würde, ich ließe mich mit verschlingen.“

Der Invalide glich nun selber einem Erdbeben, das Alles zu zerschmettern Miene macht. Er fluchte und tobte, gleich einem Besessenen, im Zimmer umher, während Fritz im Fenster lag, in die Straße niedersah und die Steine suchte, welche Clementinens Füße berührt und geheiligt haben konnten. Es blieb dabei. Krabb also mußte wieder in Potsdam forthausen.

Wilmsen erneuerte nun seine Entdeckungstreisen vor dem wohlbekannten Hause, ohne glücklich zu sein. Die Fenster waren geschlossen. Besser gelang's ihm in der Garnisonkirche. Er erblickte die Schöne, aber sie bemerkte ihn nicht in ihrer sonntäglichen Andacht. Er folgte ihr auf dem Fuß, als sie mit einem ältlichen Frauenzimmer aus der Kirche ging; er grüßte. Sie erröthete, aber dankte ihm nicht einmal, sondern wandte sich gleichgültig zu der alten Begleiterin. Er fand sie denselben Tag wieder auf einem öffentlichen Spaziergang, faßte Muth und trat mit höflichem Verneigen an ihre Seite. „O, wie glücklich bin ich endlich . . .“ stammelte er. Aber ihr Gesicht, plötzlich finster und mit dem Ausdruck der Verwunderung über eine Frechheit ohne Gleichen, endete schnell sein Entzücken. „Was wollen Sie von mir?“ sagte sie: „Ich kenne Sie nicht! Was haben Sie mit mir zu schaffen? Sie haben sich ohne Zweifel zur unrichtigen Person verirrt.“ Damit

wandte sie sich stolz von ihm weg und einigen Frauenzimmern ihrer Bekanntschaft zu, die in der Nähe wandelten.

Der arme Feldweibel stand eine Weile steif und gerade da, wie wenn ihn sein Oberst musterte. Dann schwenkte er plötzlich, und marschirte im Doppelschritt davon, über Clementinen und alle Weiber unter allen Himmelsstrichen fluchend. „Sie hat dich zum Narren, scheint's. Sie ist nur Kofette. Himmel und Hölle, welchen Ton nahm sie an! Wie, sie kenne mich nicht? Ich habe mich an die unrechte Person verirrt? Wie, ist sie denn doppelt in Potsdam vorhanden?“ — In diesem Selbstgespräch rannte er durch die Gassen, suchte den alten Krabb auf und befahl ihm, ohne Verzug nach Berlin zu gehen, den Reisewagen zu kaufen und zur Flucht alle Veranstellungen zu treffen. Krabb, hochzufrieden, daß sein junger Herr den gesunden Menschenverstand wiedergefunden, ließ sich den Befehl nicht zweimal geben, sondern mietete auf der Stelle den Wagen, und fuhr in der gleichen Stunde zum Thor hinaus nach Berlin.

Der junge Feldweibel wünschte sich zur Festigkeit und Schnelligkeit seines Entschlusses Glück. Er fühlte wohl, daß er in Potsdam nicht glücklich sein könne; daß er, seiner Ruhe willen, eine Stadt verlassen müsse, welche neben ihm ein Wesen beherberge, das er nicht genug hassen und nicht genug lieben konnte. Doch ehe die Nacht kam, stand es schon wieder mit der Festigkeit seines Entschlusses mißlich, und die eifertige Abreise des Invaliden hätte er gern widerrufen.

Denn als er, da es dunkel geworden, sein Zimmer verließ, um seinen Verdruß zu zerstreuen, und über den einsamen Schloßplatz ging, mit dem Vorsatz, irgendwo in lustiger Gesellschaft eine Flasche Weins zu leeren, lispelte eine süße, schüchterne Stimme: „Guten Abend, Herr Wilmson.“ Es war ein Mädchen, das ihm zufällig mit hellbrennender Laterne auf dem Schloßplatze begegnete. Er er-

kannte Clementinen. Er wäre kalt grüßend vorübergegangen, hätte sie zu ihrem „guten Abend“ nicht noch hinzugesetzt: „Sie werden mir wegen meiner heutigen Unart zürnen. Thun Sie es doch nicht. Ich war leider gezwungen. Gott weiß es, ich habe seitdem keinen Frieden im Herzen, seit ich undankbar schien, und Ihnen so wehe gethan.“

Natürlich, nach einer solchen Erklärung konnte man nicht scheiden. Der Feldweibel erachtete der Gerechtigkeit gemäß, Niemanden ungehört zu verdammen. Er blieb stehen. Clementine, die vielleicht auch gern stehen blieb, hielt es der klugen Vorsicht angemessen, sich für allfällig Vorübergehende in die Dunkelheit der Nacht einzuschleiern, und blies die Laterne aus. Der junge Wilson hatte in diesem Augenblick Besonnenheit genug, sich zu erinnern, daß Clementinens an Licht gewohnte Augen, nun plötzlicher Finsterniß hingegeben, weder Weg noch Steg erkennen würden. Er bot ihr daher, wie in Magdeburg, als Führer den Arm, und führte sie, ohne zu fragen und zu wissen, wohin?

Nun erfuhr er von der Flüsternden, die ihm ihr Leid klagte, die Ursache ihres bisherigen räthselhaften Betragens. Nämlich der vielbekannte Rief, welcher sich eben jetzt mit dem Geheimenrath Gundling zu Potsdam befand, war auch im Hause von Clementinens Herrschaft wohlbekannt; hatte auch hier das arme Mädchen mit Zubringlichkeiten verfolgt und dann verleumdet, es habe sich mit einem schlechten Kerl unter den Soldaten der Garde eingelassen. Man müsse das Mädchen wohl unter den Augen behalten. Folge davon war gewesen, daß Clementinens gegenwärtige Gebieterin, eine äußerst gottesfürchtige, andächtige Frau, dem armen Mädchen erst die Sünde des Schielens nach Soldaten ernstlich vorhielt, Clementinens Selbstvertheidigung gar nicht anhörte, sondern kurz und bündig erklärte, „sie werde die Mamsell ohne Barmherzig-

keit auf die Straße hinauswerfen lassen, sobald man das leiseste Einverständnis mit einem Soldaten ausspüren könne."

Clementine weinte bitterlich bei der Erzählung ihres Unglücks; aber sie vergaß bald ihres eigenen, als der junge Wilmson an die Erzählung des seinigen, an die Schilderung seines ehemaligen glücklichen Verhältnisses, und seiner jetzigen Niedrigkeit und Abhängigkeit gerieth.

"Mein Gott!" rief sie: "in Ihrer Stelle lief' ich davon. An Geld und Mitteln dazu fehlt es Ihnen ja nicht. Die sächsische Grenze ist ja nicht so fern. Ihr Vater und sein Vermögen sind ja schon in Sicherheit. Sie stellen ihn keiner Gefahr mehr aus durch Ihre Desertion. Warum säumen Sie noch einen Augenblick?"

"Warum? Unglückliche Clementine, Ihrentwillen!"

"Wie, meinetwillen? Was sagen Sie? Wie könnte ich ein Hinderniß an Ihrem Glück sein? Wir stehen ja doch nur in sehr entfernter Berührung mit einander."

"Eben darum. Sie dürfen mir nicht fern bleiben, wenn ich glücklich leben soll. Ich kann Potsdam nicht verlassen, so lange Sie hier atmen. Ich werde hier bleiben. Ich will, daß Sie mich näher kennen lernen, daß ich Ihr Vertrauen gewinne, daß Sie mir, wie eine Schwester ihrem Bruder, glauben; und nur erst, wenn Sie diese Stadt, diese Gegenden verlassen wollen, wo Sie an keine Seele gebunden sind, wenn Sie zu meinem Vater und zu meiner Ruhme Zuflucht nehmen wollen, erst dann fliehe ich."

"Ach, Herr Wilmson, was sagen Sie . . ." lispelte sie erschrocken und ungewiß, was sie antworten sollte.

"Machen Sie sich vorläufig von Ihrer Herrschaft frei, theure Clementine. Sie dürfen keine Magd sein. Sie sollen sich selbst ein Mädchen zu Ihrer Bedienung halten. Ich habe Geld zu meiner Verfügung. Nehmen Sie davon an, soviel Sie zu bedürfen glauben."

"Das werde ich nimmermehr, Herr Wilmson!"

„Hegen Sie so viel Mißtrauen?“

„Keines, Herr Wilmson. Ich habe Ihnen ja in der Erzählung meiner Verhältnisse das größte Vertrauen bewiesen. Können Sie mehr verlangen?“

„Allerdings mehr, wenn Sie nur einen Blick in mein reines, redliches Herz gethan hätten. Doch, wie Sie wollen. Ich werde schweigen und Ihren Willen ehren. Vielleicht haben Sie irgend einen Freund, irgend eine Freundin . . .“

„Ach Gott, Niemanden.“

„So lassen Sie denn doch mich, bis Sie einen Würdigern finden, den Namen Ihres Freundes tragen. Ich verdiene ihn, weil ich nichts will, als Ihr Glück, und weil ich nur in dem Ihrigen das meinige finde.“

„Herr Wilmson, ich bin Ihrer Güte sehr dankbar; glauben Sie mir's. Um mich Ihrer Achtung würdig zu erhalten, erlauben Sie mir, nichts von Ihnen anzunehmen. Machen Sie, wenn ich mein Vertrauen zu Ihnen bewahren soll, keine Anträge mehr. Ich kann arbeiten, und Arbeitsamkeit und Redlichkeit werden mich emporhalten.“

„Theure Clementine, Sie verkennen mich. Sie stellen mich vielleicht in Reih' und Glied zu dem elenden Kammerdiener Rief . . .“

„Pfui, daß Sie mir das sagen können!“ rief sie mit einiger Heftigkeit und drückte dabei seinen Arm unwillkürlich fester an sich, als wollte sie ihm vom Gegentheil Versicherung geben.

Nun ging Wilmson schweigend neben ihr hin. Sie redete ihn einige Male vergebens an. Seine Stille beunruhigte sie. Als er selbst auf die Frage nicht antwortete: „Zürnen Sie mir, Herr Wilmson?“ gerieth sie in Verlegenheit. Lange schwieg sie, und immer verlegener und gekränkter. Endlich zog sie ihren Arm aus dem seinigen und flüsterte leise: „Gute Nacht, Herr Wilmson.“

Sie fühlte ihre Hand ergriffen, an seine Lippen gedrückt, und von einer warmen Thräne seiner Augen bethaut.

„Was machen Sie, lieber Herr Wilmson?“ sagte sie zitternd.

„Gute Nacht, liebe Clementine!“ antwortete er: „Ich bin durch Sie recht unglücklich. Sie wissen es nicht.“

„Unglücklich? Nein, Herr Wilmson, das sollen Sie nicht sein!“ rief sie bewegt und hielt seine Hand fest.

„Wenn ich es nicht sein soll, Clementine, so versprechen Sie wenigstens, daß ich Ihre Zuflucht werden soll, sobald Sie in irgend eine Verlegenheit gerathen.“

„Ich verspreche es. Aber mehr als dies Versprechen fordern Sie nicht. Gute Nacht, lieber Freund.“

Damit war sie in der Finsterniß verschwunden. Er wollte ihr nach. Er wagte es nicht. Er blieb noch eine Weile auf dieser Stätte. Er wiederholte ihre Worte und ahnete sein höchstes Glück in denselben, und noch mehr im seelenvollen Klange der Stimme, womit die Worte gesprochen waren.

Noch eine Stunde lang schwärmte er in den Straßen von Potsdam umher. Seine Augen flammten, seine Wangen brannten. Seine Brust war voller Jünglingseligkeit. Er dachte nicht mehr an Abreise oder Flucht, sondern an den Augenblick, da er die kleine Wunderliebliche wiederfinden könnte. Er schwor sich's: er sei das glücklichste Wesen, und könnte nie wieder unglücklich werden.

9.

Unverhofft

Kommt oft.

Was den letzten Punkt betrifft, irrte er sich, wie sich voreilige Jünglinge oft zu irren pflegen. Hätte er ein wenig Lebenserfahrung

mehr gehabt, würde er eher vermuthet haben, daß nach dem glücklichsten der Tage, die er in Potsdam erlebt, vielleicht ein eben so unglücklicher nahe stehe. Wirklich schwebte am andern Morgen, als er noch mit froher Seele in seinem Zimmer, unter den schönen Erinnerungen des gestrigen Abends, umhertanzte, die unerwartetste Gefahr über seinem Haupte.

Der König nämlich machte an diesem Morgen, in Begleitung einiger seiner Generale, einen Austritt ins Freie. Sie waren noch nicht weit vom Thore, als sie den Weg daher ein städtisch gekleidetes Mädchen kommen sahen, welches wegen seiner ungewöhnlichen Größe Allen auffiel.

„Woher die junge Riesin?“ fragte der König seine Begleiter.

„Ich erinnere mich,“ sagte einer derselben, „diese lange Schönheit schon öfters in Potsdam gesehen zu haben. Sie ist Dienstmagd im Hause eines Kriegsraths . . . eines, ich habe den Namen vergessen . . . genug, sie ist die Flügelmännin aller Potsdamer Schönen.“

„Meiner Treu!“ rief der König: „Wenn sie einen Mann, ihrer würdig, das heißt, keinen kleinern heirathete, als sie selber ist, könnte sie die Stammutter eines neuen Gigantengeschlechts werden.“

„Aber,“ versetzte Einer des Gefolgs, „der Teufel plagt eben die Leute, daß sie gerade das, was sie selber nicht sind und haben, an Andern am meisten lieben. Ich wette, das große Stück Schönheit dort hat sich schon in irgend ein Zwerglein verliebt.“

„Um! das läßt sich verhüten!“ sagte der König: „Das geht nicht! Die Weibsperson verdient ein gutes Loos. Ich will einen hübschen, jungen Kerl glücklich damit machen, bei dem ich ohnehin noch Manches gut zu machen habe. Der Bursche soll mit mir zufrieden werden. Ich meine den Feldweibel Wilmson von Magdeburg.“

Während dieses Gesprächs war das Mädchen ganz herangekom-

men. Die Größe desselben war wirklich auffallend, weniger seine übrige Schönheit. Der König hielt das Pferd an und sagte zu dem Mädchen, das ihn zu erkennen schien: „Mein Kind, geht Sie in die Stadt?“

Das große Mädchen antwortete erschrocken ein unverständliches Ja und ward bluthroth.

„Will Sie mir den Gefallen thun, und sogleich einen Zettel an den Kommandanten überbringen? Es soll Ihr ein gutes Trinkgeld dafür werden.“

Das Mädchen versprach es. Der König verlangte Papier. Einer aus dem Gefolge überreichte eine große Briestafche mit Papier und Reißblei. Der König schrieb zu Pferde einige Zeilen, faltete dann das Blatt, zeichnete die Adresse darauf, und schloß den Zettel mit einem Stückchen Mundlack, dem er, so gut es ging, sein Petschaft ausdrückte.

„Sie überbringt dies also auf der Stelle dem Herrn Kommandanten. Sie weiß doch, wo er wohnt?“ sagte der König, und indem er ihr erst den Brief, dann einige Goldstücke in die Hand legte, fügte er hinzu: „Und hier etwas zum Botenlohn. — Wie sieht's? Hat Sie schon einen Mann?“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

„Aber doch schon einen Schatz?“

Sie schüttelte abermals den Kopf und wurde feuerroth.

„Nun, nun, ich verstehe!“ sagte der König. „Geh Sie. Der Kommandant muß auf der Stelle diesen Brief haben. Hört Sie?“

Das Mädchen nickte ehrerbietig. Der König ritt fort. Die Generale lachten still. Sie erriethen den Inhalt des Briefes.

Raum eine halbe Stunde nach dieser Begebenheit trat eine Ordonnanz zum Feldweibel Wilmsen und holte denselben in das Haus des Kommandanten. Er ward, sobald er gemeldet war, in ein großes Zimmer geführt, worin er, außer dem Kommandanten,

noch den Obersten seines Garderegiments und den Feldprediger fand. Alle drei lachten. Dies Lachen bildete einen widerlichen Gegensatz zum Winseln und Schluchzen, welches sich aus einem benachbarten Zimmer vernehmen ließ und von einer weiblichen Person herzurühren schien.

„Wilmsen,“ sagte der Oberst, „ich habe dir angenehme Nachricht anzukündigen. Alle deine Kameraden werden dich beneiden, weil der König dich so ungemein begünstigt.“

Der Feldweibel erschrak freudig. Er erwartete nichts Geringeres, als der König habe ihm Abschied und Freiheit bewilligt. Er vergaß darüber seine ehrerbietige, soldatistische Haltung, und fuhr mit den Händen zusammen, die er stumm und erwartungsvoll faltete.

„Kann Er's errathen?“ sagte der Kommandant lächelnd: „Hat Er einen Wunsch?“

„Meine Freiheit, meinen Abschied!“ versetzte der Feldweibel.

„Poffen!“ schrie der Oberst: „Es ist etwas Besseres, als das. Was machst du dir aus dem Abschied? Man weiß ja, du bist jetzt gern Soldat. Denke dir also etwas Besseres! Nun, es ist umsonst. Das fällt dir nicht im Traume ein. Denke, der König hat dir ein Mädchen ausgesucht.“

Der Feldweibel riß die Augen weit auf, und konnte vor Erstaunen nichts sagen, als: „Ein Mädchen? Was soll ich mit dem?“

Alle schlugen lautes Gelächter auf. „Narr du!“ schrie der Oberst: „Was anders, als eine Frau daraus machen?“

Wilmsen schüttelte stolz den Kopf.

„Bei meiner Ehre,“ sagte der Kommandant, „es ist das schönste Kind von der Welt; Potsdam und Berlin weisen keine größere Schönheit auf. Ich sage Ihn, Feldweibel, es ist auf Ehre eine Schönheit, eine große!“

„Aber ich verheirathe mich nicht, und wäre es die größte!“ entgegnete der Feldweibel.

Der Kommandant antwortete trocken: „Darum wird man Ihn nicht fragen. Es ist des Königs Spezialbefehl. Das Mädchen ist im Nebenzimmer und heult; hat wahrscheinlich schon etwas Liebes. Hier steht der Feldprediger. Die Trauung geschieht auf der Stelle. Damit Punktum.“

„Aber wie kann der König,“ rief Wilmson mit innerm Grimme, „wie kann der König . . .“

„Das geht Ihn und uns nichts an. Hier der eigenhändige Befehl Sr. Majestät. Er lautet dahin, ich solle ohne Verzug den Feldweibel Wilmson mit der Ueberbringerin des königlichen Handschreibens in Gegenwart des Herrn Obersten kopuliren lassen, und auf keine Einwendungen hören. — Also still! Ich nehme nicht Wenn's und Aber's an, weder von Ihm, noch von dem Mädchen.“

„Nie gebe ich Hand und Herz auf Befehl des Königs. Der König kann das nicht durch Befehl erzwingen!“ rief Wilmson.

Der Kommandant machte ein ernstes Gesicht und sagte: „Hand und Herz soll Er behalten, aber das Mädchen nehmen. Nur nicht weiter gemückt, oder . . .“

„Es ist wider menschliches und göttliches Recht!“ rief Wilmson.

„Geht den Soldaten nichts an!“ erwiderte der Kommandant.

„Herr Kommandant, Herr Oberst, zwingen Sie mich nicht, um Gotteswillen nicht!“ schrie Wilmson empört: „Sie machen zwei Menschen unglücklich. So wahr Sie mich zwingen, so wahrhaftig erleben Sie, ehe der Tag vergeht, ein schreckliches Schauspiel! Aus der Braut wird eine Wittve, aus der Hochzeit ein Begräbniß. Ich werde frei bleiben, trotz Ihrer und Ihres Königs Gewalt, sobald ich frei sein will.“

Der Oberst trat zu ihm, traulich, beruhigend, ihm auf die Achsel klopfend und sagte: „Närrchen, der Befehl des Königs muß vollzogen werden. Gehorche. Es wird dich nicht gereuen. Du empfängst gewiß zur Aussteuer mit dem Mädchen zugleich ein köst-

liches Hochzeitsgeschenk. Folge mir diesmal! Das Mädchen ist allerliebste, und das Unglück, es zur Frau machen zu müssen, nicht groß. Man gewöhnt sich zuletzt an nichts leichter, als an ein so allerliebste Unglück."

Da trat Wilmsen einen Schritt vor, und sagte stolz und kalt: „Der König kann mir nichts mehr schenken, nachdem er mir mehr geraubt hat, als er aus seinem Reichthum irgend einem Sterblichen zu geben vermag. Er hat mich aus dem Schoos meiner glücklichen Familie, aus dem Arm meines theuern Vaters gerissen. Er hat meine persönliche und bürgerliche Freiheit vernichtet, und mich zu einer Gliederpuppe erniedrigt, der ich vorher Mensch war. Diesen Augenblick läßt er mir durch Sie ankündigen, daß ich noch elender werden müsse, als ich schon durch ihn war. Er soll sich in der Berechnung seiner Gewalt irren. Wer den Tod nicht fürchtet, hat nichts zu fürchten. Ich erkläre Ihnen hiermit, ich gehorche nicht. Und gebrauchen Sie Zwang: so kommt mein Blut über Sie. Dies ist mein fester Entschluß, das mein Schwur. Bedenken Sie, was Sie thun wollen."

„Schnickschnack!" rief der Kommandant ärgerlich: „Halt Er das Maul und gehorch' Er Seinem Monarchen, der's mit Ihm gut meint. Ich will keine Zeit mit Ihm länger verlieren." Damit ging der Kommandant zur Thür und winkte hinaus. Zwei Unteroffiziere von der Garde traten herein. Der Kommandant flüsterte ihnen einige Worte ins Ohr. Sie blieben an der Thür, wie Bildsäulen, stehen.

Der Oberst, die Hände auf den Rücken zusammengefaltet, ging etwas unruhig im Zimmer auf und ab, und warf von Zeit zu Zeit einen Blick voller Mitleiden und Besorgniß seitwärts auf den unglücklichen Wilmsen, der ihm lieb war. Er zog den Kommandanten aus Fenster und redete leise mit ihm. Die Antworten des Letztern verriethen sich aus seinem Achselzucken. Während der

Stille im Zimmer hörte man nebenan das Gewinsel und dumpfe Schluchzen deutlicher; von Zeit zu Zeit mehrere weibliche Stimmen durcheinander reden.

„Das Ding muß auf Ehre ein Ende nehmen!“ sagte der Kommandant: „Es ist Königs Wille. Herr Feldprediger, machen Sie sich fertig.“

Mit diesen Worten begab er sich zum Nebengemach. Er ließ die Thür offen. Eins der Frauenzimmer stieß einen herzzerreißenden Schrei aus. Zwei Weiber ergriffen es unter den Armen und schleppten es vor. Der Oberst wandte erschüttert den Blick von dem Schauspiel ab. Wilmson stand düster da, den Blick zur Erde geheftet, sah nicht auf und wälzte einen gräßlichen Entschluß in seiner Seele.

Der Feldprediger trat vor. Wilmson sah und hörte nichts von Allem, was um ihn her vorging. Der Oberst trat zu ihm und schob ihn vor den Feldprediger hin, indem er schmeichelnd sagte: „Geh', geh', mein guter Bursch. Sei brav!“

Jetzt erst bemerkte Wilmson den Feldprediger mit aufgeschlagener Agende vor sich, und neben sich die, welche seine Braut sein sollte, von zwei Weibern gehalten und unterstützt, schluchzend, weinend, das Gesicht in ihr Schnupftuch gedrückt. Sie that einen tiefen Seufzer, und indem sie das nasse Tuch vom Gesichte nahm und unwillkürlich seitwärts auf Wilmson blickte, erkannte dieser in ihr Clementinen. Er war so verwirrt, daß er sich selber nicht glaubte und ganz regungslos blieb. Clementine erstarrte im ersten Augenblick. Eine dunkle Röthe flog plötzlich über ihr blaßes, verweintes Antlitz; dann ward sie einer Leiche ähnlich bleich. Sie sank mit einem Seufzer kraftlos zusammen.

„Ihr habt die Unglückliche gemordet!“ schrie Wilmson: „so mordet mich denn auch.“ Er umfaßte die Ohnmächtige und trug sie zu einem Sessel. Sie erholte sich bald unter den Hülfeleistungen

der beiden Weiber. Raun schlug sie die Augen auf, rief der Kommandant: „Sie lebt noch! Vorwärts, Herr Feldprediger, und frisch weg kopulirt. Machen Sie es kurz und bündig, ehe das Ding da den Geist aufgibt. Feldweibel, stell' Er sich neben den Stuhl. Seine Braut mag sitzen bleiben. Nun drauf los, Feldprediger.“

Der Feldprediger gehorchte. Wilmsen stand gedankenlos da, sein Auge auf Clementinen niedergesenkt, die, in Ohnmachten verloren, von Zeit zu Zeit, wie ein Sterbender, die Augen aufschlug und wieder schloß. Man fragte den Bräutigam und die Braut um kein Jawort; man ließ sie keine Ringe wechseln, sondern steckte ihnen solche an die Finger, so gut es ging. Die Zeremonie war vorüber.

Der Kommandant trocknete sich den Schweiß von der Stirn und ließ eine Miethkutsche holen. „Wenn mir das Ding nur nicht im Hause stirbt!“ schrie er: „Auf Ehre, das war ein höllisches Stück Arbeit. Zehntausendmal lieber in ein Bataillon Quarré eingebrochen!“

Der Oberst zog den Feldweibel zu sich, der noch immer starr und stumm dastand, und sich das Unglaubliche nicht entwirren konnte. „Mein Sohn,“ sagte der Oberst, „beruhige dich. Das Unglück ist nun einmal geschehen. Du kannst es nicht ändern. Laß deine rasenden Gedanken fahren; das taugt nur für feige Memmen. Du siehst da das arme Mädchen, es ist deine Braut, dein Weib. Es jammert mich. Behandle es schonend. Ihr Leben hängt an einem Spinnfaden. Ein rauhes Wort von dir, zerreißt ihn. Sei menschlich und beherrsche deinen Unwillen. Das gute Kind ist an deinem Unglück ohne Schuld. Gib mir die Hand darauf, mein Sohn, daß du nicht in der ersten Betäubung und Leidenschaft handeln willst. Es soll dich nicht gereuen. Ich will mich deiner väterlich annehmen. Gib mir die Hand darauf, dich keiner Verzweif-

lung zu überlassen, sondern die Stunden ruhiger Ueberlegung zu erwarten."

Wilmson gab dem gütigen und besorgten Manne schweigend die Hand, ohne von Allem, was er sah und hörte, das Mindeste zu begreifen. Eine solche Höllen- und Himmelfahrt binnen einer halben Stunde wäre aber auch wohl vermögend, dem Verstand des Besonnensten Schwindel zu verschaffen.

Ein Miethwagen fuhr vor. Der Kommandant winkte den Weibern: „Fort mit ihr, fort!“ Man führte oder trug Clementinen in den Wagen. Wilmson blieb träumend, wie er war, am Fenster, bis ihn der Oberst weckte. „Vorwärts, mein Sohn!“ sagte er zum Feldweibel mit Herzlichkeit: „Du hast mir die Hand gegeben, würdig zu handeln. Ich zähle auf dich und dein Ehrenwort. Geh' in den Wagen; führe das arme Mädchen in deine Wohnung ein, und vermehre die Verzweiflung der Unglücklichen nicht durch Grausamkeit und Härte. Es wäre unmännlich, diese Verlassene ärger zu quälen, als sie schon von ihrem Schicksal gequält ist. Geh', Freund, beruhige sie und dich selbst, so gut du es in deiner Lage vermagst, durch freundliches Gespräch. Geh'!“

Wilmson ging. Er stieg in die Kutsche, wo Clementine sich matt und ängstlich in einen Winkel geschmiegt hatte. Er setzte sich zu ihr. Der Wagen rollte fort.

„Aber ist das Alles wahr? Ist das Alles Wirklichkeit?“ sagte er mit einem Blick, in welchem das Entzücken funkelte, indem er Clementinens Hand an seine Brust drückte: „O theure Clementine, wenn ich nur träumen sollte, wecken Sie mich nicht. Wenn ich wahnsinnig wäre, so lassen Sie mich nicht heilen.“

Clementine drückte schwach seine Hand und lächelte ihn schweigend an, und schüttelte das schöne Köpfchen. Noch hing auf ihrer blaßgerötheten Wange eine Thräne.

Der Wagen hielt. Wilmsen hob die Anvermählte heraus und führte sie in das Haus, worin er wohnte.

10.

Wenn wir schon im Erdenleben,
Liebe nehmen, Liebe geben,
Welt, so bist du uns gewiß
Paradies.

Als das Pärchen bis zur Treppe gekommen war und Clementine hinaufsteigen sollte, weigerte sie sich verlegen. „Wohin soll ich? Herr Wilmsen, wohin führen Sie mich?“

„Wohin anders, als in meine Wohnung, theure Clementine? Wir sind vermählt mit einander, ohne unsere Einwilligung. Ich gehöre Ihnen, Sie gehören mir. Ich weiß nicht, wie die Sache gekommen; weiß nicht, wer dem Könige das heiligste und schönste Geheimniß meines Herzens verrathen konnte. Ich bin an Allem unschuldig. Unser Loos aber ist unwiderruflich entschieden.“

Er führte die Zaudernde, welche jeden Augenblick still stand, die Treppen hinauf, öffnete sein Zimmer und ließ sie eintreten.

Sie stand fremd, schüchtern und verschämt in der Mitte eines geräumigen, artig ausgeschmückten Zimmers, wie es nicht leicht bei einem Feldweibel erwartet wird. Bücher und Schriften, kleinere Kleidungsstücke, Blumen und Musiknoten lagen auf Stühlen und Tischen in etwas junggesellenhafter Ordnung umher; Zeichnungen auf dem Erdboden, Schuhe neben einer Weinflasche im Fenstergesims.

„Ach, Clementine, als ich vor wenigen Viertelstunden die Stube verließ, konnt' ich nicht glauben, solchen Gast zu empfangen.“

„Herr Wilmsen, haben Sie in der That nichts voraus gewußt von Allem, was geschehen ist? Haben Sie nichts Ihrem Oberst,

oder vielleicht dem König selbst, . . . ach, Herr Wilmson, gestehen Sie es nur, ich bin nicht der Gegenstand gewesen, um welchen Sie so gewaltig werben ließen."

"Sie haben Recht, theure Clementine. Ich hätte es nie gewagt. Ich bin durchaus schuldlos an der Begebenheit. Ich habe Sie nie vom Könige begehrt."

"So sind Sie unglücklich, wie ich's bin, Herr Wilmson. Sie haben das Kammermädchen des Kriegsrathes Vär verlangt. Die Unglückliche wußte nicht, was der Brief enthielt, den sie mir gab."

"Ich habe weder die Ehre, den Kriegsrath, noch sein Kammermädchen zu kennen. Ich ward zum Kommandanten beschieden, erfuhr dort erst den Willen des Königs, der mir ein Mädchen zur Frau bestimmte, das ich nicht kannte. Ich drohte mit Selbstmord, wenn man mich zwingen würde. O theure Clementine, konnte ich denn glauben, daß Sie mir bestimmt waren? Niemand nannte Sie mir."

Nun erzählte er umständlich die seltsame Geschichte der letzten Stunde. Clementine hörte sie mit Verwunderung. Nun erzählte auch sie, auf welche Weise sie in das Haus des Kommandanten gekommen sei. Sie war nämlich in Geschäften ihrer Herrschaft ausgegangen und dem obenerwähnten langen Kammermädchen begegnet, mit dem sie seit einiger Zeit nachbarliche Bekanntschaft gemacht hatte. Sei es, daß das Mädchen Eile, oder sonst einen Grund hatte, nicht in des Kommandanten Haus zu gehen, sie bat Clementinen, den Brief, der ihr von einem Offizier, einem General, oder wer er gewesen sein möge, gegeben worden war, an die Behörde zu bestellen. Clementine leistete ihr die Gefälligkeit, gab den Brief an eine Ordonnanz ab und hatte sich schon entfernt, als sie schnell zurückgerufen wurde. Der Kommandant erklärte, es sei des Königs Wille, sie müsse sich auf der Stelle mit einem jungen, hübschen Burschen von der Garde kopuliren lassen. Sie mußte ihren

Namen angeben. Clementine behauptete vergebens, es sei Irrthum. Man hielt sie mit Gewalt fest, da sie die Ueberbringerin des königlichen Befehls gewesen; und der König schreibe ausdrücklich von der Ueberbringerin. Sie erklärte vergebens, daß sie den Brief von einem andern Mädchen übernommen habe; der König werde dieses gemeint haben. Man lachte dazu. Der Oberst und der Feldprediger wurden berufen. Clementine gerieth vor Angst und Schrecken in verzweiflungsvolle Sinnlosigkeit, von der sie erst beim Anblick Wilmsons genesen sei.

Clementines Erzählung, statt in Wilmsons Gedanken das Räthsel zu lösen, verwirrte ihn nur noch mehr.

„Also nicht Sie waren mir bestimmt? Und Sie sind mir gegen des Königs Willen zu Theil geworden?“ rief er und konnte sich des Lachens nicht wehren: „Uebler hat sich noch kein König verrechnet, und glücklicher hat noch kein Quiproquo gemacht.“

„Aber,“ sagte Clementine und sah sich ängstlich um, „was soll daraus werden? Das kann doch nicht gelten. Ich kann doch nicht . . . ich werde nicht . . .“

„Clementine, Sie sind mir angetraut. Wir sind unauflöslich verbunden. Der höchste aller meiner Wünsche, meine Sehnsucht ist erfüllt, und die unerhörteste Gewaltthat hat mir aufgedrungen, was ich nur von Ihrem Herzen, als freies Geschenk, als Belohnung meiner reinen und treuen Liebe mit Schüchternheit hoffte. Ja, ich habe Sie geliebt, mit Leidenschaft, seit dem ersten Tage in Magdeburg. Sie waren und blieben mein einziger Gedanke. Sehen Sie doch da und da auf Büchern und Zetteln Ihren Namenszug; lesen Sie da in der Fensterscheibe das Wort Clementine, mit dem Diamant eingeschnitten! Ach, könnten Sie in meinem Herzen lesen!“

Clementine sah erröthend auf den Jüngling, dann verlegen um-

Bsch. Nov. VIII. 12*

her nach der Thür. „Ich kann ja doch unmöglich . . . bei Ihnen bleiben!“ sagte sie in verschämter Verwirrung und Bangigkeit.

„Wie?“ rief Wilmsen: „wollten Sie mich verlassen? Was der Himmel wunderbar genug gesügt hat, vernichten? Ganz Potsdam weiß jetzt die wunderliche, ich möchte sagen, die tolle Begebenheit, weiß, Sie sind meine Braut, meine Anvermählte, mein Weib . . . o Clementine, welch ein Himmel liegt für mich in diesen Worten! — Wohin wollen Sie? Wer würde Sie aufnehmen? Ach, ich glaubte nicht, daß ich Ihnen so gleichgültig wäre; und doch nannten Sie mich gestern noch Ihren Freund. Haben Sie denn kein Vertrauen, keinen Glauben an mein Herz?“

Sie sah ihm mit einem zärtlichen Blick in die Augen, reichte ihm die Hand und sagte halblaut mit zitternder Stimme: „Ich glaube ja an Ihr Herz, aber nicht an mein unglaubliches Glück. — O Sie wissen es wohl, wie . . . ach, ich sollt' es nicht sagen, ich bin eine Verlassene. Sie waren mein einziger Freund auf Erden. Und wollten Sie es auch nicht sein, ich müßte dennoch — Ihre Freundin bleiben. Ich habe Sie immer — —“ das Wort erstarb auf ihren Lippen. Sie schlug in tiefem Erröthen die Blicke nieder.

Wilmsen umschlang entzückt die Verschämte mit seinen Armen und drückte sie an sein Herz und sagte: „Was denn? immer . . .“

„Geliebt!“ flüsterte sie kaum hörbar, und sah mit Augen voller Thränen zu ihm empor. Da drückte er den ersten Kuß des Bräutigams, des Gatten auf die nie entweihten Lippen, und fühlte den schüchternen Gegenkuß.

Nun half sie ihm traulich das Zimmer ordnen und das Nebenzimmer. Wilmsen besorgte durch den Aufwärter des Hauses ein stattliches Hochzeitmahl, das unter vier Augen genossen wurde; ließ von Clementinens ehemaliger Herrschaft, die schon vom Schicksal ihres Stubenmädchens unterrichtet war, die kleine Habe der Neuvermählten in seine Wohnung bringen, und alle Bekannte ab-

weisen, welche unter dem Vorwand des Bedauerns oder Glückwünschens, von Neugier herbeigezogen wurden.

Der Tag verschwand. Die Glücklichen lebten ihn ganz nur sich. Wie viel hatten sie einander zu erzählen! Ein einziger Gedanke allein noch machte sie beide zittern, der Gedanke an den König, und daß er, in seiner furchtbaren Willensstärke, vielleicht eben so gewaltthätig ihre Ehe zerreißen könnte, als er sie geknüpft hatte.

„Als ich deine Gestalt, du Geliebter, in dem schrecklichsten Augenblick meines Lebens neben mir, wie in einem Nebel erkannte, ward es in mir wieder stiller!“ sagte Clementine: „Ohne dies wäre mein Tod unvermeidlich geworden. Und er ist unvermeidlich, wenn mich ein königlicher Machtspruch wieder von dir reißt. Die Ewigkeit hält ja tausend Pforten offen.“

„Bittere nicht, Clementine. Der König ist gut. Er kann und wird das nicht wollen. Wenn aber dennoch . . . wir entfliehen. Jeden Tag, jede Stunde erwart' ich den alten Krabb, jeden Augenblick bin ich zur Flucht fertig. In meiner Briestafche trage ich ansehnliche Summen. Und mißlingt Alles — du hast Recht, die tausend Pforten stehen offen.“

Indem die Liebenden in die dunkle Abenddämmerung hineinplauderten und kaseten, ward an die Thür geklopft. Wilmson trat hinaus. Ein Ordonnanzoffizier stand vor ihm, und brachte den königlichen Befehl: Wilmson solle mit dem ihm heut' angetrauten Mädchen sogleich auf dem Schlosse erscheinen. Beide hörten mit Schauern den Befehl. Der Offizier ließ ihnen keinen Augenblick. Clementine warf den Seidenmantel, das letzte Ueberbleibsel ihres ehemaligen Standes, um sich, und Wilmson führte sie schweigend an seinem Arme dem Boten des Königs nach. Erst unterwegs bemerkte der Feldweibel, daß er, wie er zu Hause pflegte, in seinen bürgerlichen Kleidern geblieben. So könne er vor dem König nicht

erscheinen. Der Ordonnanzoffizier aber hatte Gile, und gebot, ihm zu folgen.

17.

Der Stachel der Ferse, der Schrecken des Rufs
Verdoppeln den Donnergaloppschlag des Fußs.

Sie wurden in ihrem Zuge zum ziemlich entfernten Schlosse auf eine sehr unerwartete Weise unterbrochen. Kaum hundert Schritte mochten sie gegangen sein, als ihnen fluchend und brummend mit großer Hast ein Stelzfuß entgegenkam. Wilmsen erkannte sogleich den getreuen Krabb, und streckte ihm durch die Dunkelheit die Hand entgegen. Er war's. Wilmsen gebot ihm Schweigen und deutete auf den Offizier. „Ist Alles bereit? Wo sind Wagen und Pferde?“ flüsterte er ihm zu.

„Kreuzbataillon, draußen an der Havelbrücke!“ murzte der Alte, und noch ein paar Flüche dazu.

„Geh' und erwarte mich!“

Mehr sprachen sie nicht. Clementine zitterte an allen Gliedern. Wilmsen tröstete sie, aber verrieth durch seine eigene Bewegung und den ungewissen Ton seiner Stimme, in welche Unruhe das Zusammentreffen aller dieser Umstände ihn gestürzt hatte.

Sie kamen zum Schlosse. Es herrschte Todesstille darin. Von Zeit zu Zeit hörte man aus entfernten Zimmern eine harte Stimme donnern. Es war die Stimme des Königs.

In einem Saale, wo sonst die königlichen Bedienten sich aufzuhalten pflegten, befand sich der Gardeoberst. Als er Wilmsen gewahr ward, trat er ihm näher und sagte: „Du bist brav, mein Sohn. Dein Schicksal ist aber nicht mehr zu ändern. Der König ist gegen den Kommandanten ergrimmt. Dir war ein sehr großes, langes Mädchen zur Frau bestimmt, dem der König diesen Mor-

gen auf einem Spazierritte begegnete. Es ist Verwechslung geschehen. Der König selbst bedauert dich. Es ist ein verdamnter Handel. Aber was willst du hier in bürgerlicher Kleidung? Der König will dich sehen."

Wilmson entschuldigte sich mit der Eile und dem Befehl des Ordonnanzoffiziers. Der Oberst ließ sogleich den Feldweibel der Schloßwache erscheinen, und Wilmson mußte aus den Kleidern desselben seine Toilette machen. Dies kaum vollbracht, ward er mit Clementinen in das hellerleuchtete Gemach des Königs geführt.

Als das Paar eintrat, blieb der König finster stehen, und runzelte verdrießlich die Stirn, indem er seine Blicke auf Clementinen heftete. Sie schien einer Ohnmacht nahe. In Wilmsons Zügen malten sich Furcht, Schmerz und verzweiflungsvoller Troß. Der bleiche Schein der Kerzen entstellte die sonst schönen und edeln Züge beider Gesichter noch mehr.

"Hast du dem Kommandanten nicht gesagt, daß du die Unrechte wärst, daß dir eine andre Weibsperson meinen Brief gegeben?" fuhr der König das bebende Mädchen mit rauhem Tone an.

"Ihre Majestät, hundertmal sagt' ich's!" antwortete Clementine, indem sie ihre letzte Kraft zusammenraffte, mit zitternder, kaum vernehmbarer Stimme: "aber man hörte mich nicht an."

"Ow. Majestät haben mir ausdrücklich verboten, irgend eine Einwendung anzuhören!" sagte der Kommandant, welcher sehr bestürzt und düster seitwärts stand.

"Schweig' Er den Augenblick!" donnerte ihn der König an: "Er rede, wenn Er gefragt wird! Augen hätte Er haben sollen, gesunde Augen. Konnt' Er sich denn einbilden, daß ich solchem Kerl von meiner Garde den Zwerg von Mädchen, solch ein schwaches, zerbrechliches Ding, wie das da, zur Frau geben würde? Nimmermehr."

Der König ging mit raschen, großen Schritten nachdenkend durchs

Zimmer; dann plötzlich gegen Wilmson. „Thust mir leid, armer Teufel!“ sagte er zu ihm mit sichtbarer Gutmüthigkeit: „Wollen sehen, wie sich's ändern läßt! Ich hab's wohl mit dir gemeint, und dich nun durch den kleinen Knörpel da unglücklich gemacht. Ergib dich in dein Schicksal und spiele keinen gottlosen Streich. Du hast gedroht, Hand an dich legen zu wollen. Untersteh' dich's nicht. Pfui, ein Kerl, wie du, Selbstmörder! Hast du keine Religion und willst ewig verdammt sein? Untersteh' dich's nicht, oder ich lasse dich unter den Galgen begraben und . . . Höre, ich will's dir wieder gut machen. Bitte dir eine Gnade aus. Ich will dir Alles gewähren; aber von dem kleinen Geschöpf da kann ich dich nicht wieder losmachen. Das ist gegen Gottes Gesetz. Sonst bitte, was du willst, und ich gewähre es dir gern. Was wünschst du? Was könnte dich zufrieden stellen?“

Wilmson besann sich nicht lange: „Ew. Majestät, die Freiheit, meinen Abschied aus dem Dienst.“

Man sah, diese Bitte hatte der König nicht erwartet. Er trat einen Schritt zurück mit unzufriedenem Gesicht. Nach einer Weile sagte er lächelnd: „Hat mich der Blitzbursche gefangen! Aber ich habe dir Vieles gut zu machen. Ich halte dir Wort. Du bist frei. Geh'! Doch morgen begib dich zu deinem Obersten. Vielleicht änderst du über Nacht den Sinn. Er wird dir noch Vorschläge thun in meinem Namen. Geh' und versöhne dich mit deinem Schicksal, das ich dir wider meinen Willen gegeben habe.“

Die Thüren öffneten sich. Wilmson und Clementine, entzückt von der Gnade des gutmüthigen Monarchen, entfernten sich. O, um wie viel lieber wären sie dankbar zu seinen Füßen auf die Knie gesunken! Rasch wechselte Wilmson seine bürgerlichen Kleider wieder gegen den abgelegten Soldatenrock ein. Er war frei. Der Gedanke machte ihn trunken. Als er mit Clementinen hinaus trat in die Nacht auf die Straße, schloß er die Geliebte an seine Brust

und rief: „Ich bin frei! frei! Ich sehe meinen Vater wieder!“ Dann gingen sie, innig an einander gepreßt, langsam hinaus, um den alten Krabb bei der Havelbrücke aufzusuchen, der ihrer draußen harnte, und ihn zum Zeugen ihres Glücks zu machen, statt seine Fluchtanstalten zu benutzen.

So wandelten sie dahin. Wie finster der bewölkte Himmel über ihnen hing, — ihnen strahlte Alles in wunderbarer Herrlichkeit. Das rothe Licht, welches hier und da durch die Nacht von einem erleuchteten, einsamen Fenster schimmerte, war ihnen Morgenröthe des ewigen Festtages.

„O, ich bin so selig,“ sagte Clementine, „o, ich bin allzu glücklich. Ich kann nicht glauben, daß Alles Wahrheit und Wirklichkeit ist. Ich fürchte mitten in meiner Ueberzeugung, und habe Angst mitten in meiner Freude, es komme neues Unglück und zertrümmere unser Paradies!“

Sie sagte es; und in der That schien ihnen ein Unglück nachzukommen. Sie hörten hinter sich die raschen Fußtritte eines Menschen, bald näher seinen fliegenden Odem. Er nahm, da er ihrer in der Finsterniß gewahr ward, die Richtung gegen sie. Wilmsen, als er dies bemerkte, blieb stehen. Er erkannte den Mann nicht, der nur einen Augenblick verweilte, und mit kurzathmiger, hastiger, ängstlicher Stimme sagte: „Um Gotteswillen, machen Sie sich fort! fort! Sie werden arretirt! Eilen Sie davon, so schnell Sie können!“ — Damit rannte der Mensch hinweg. Wilmsen stand bestürzt neben Clementinen und sagte: „Was ist das? Hat der König den Sinn geändert? Vereut er, mein Glück gemacht zu haben? Hat er vielleicht erfahren, daß er mir wider seinen Willen DICH gab, du höchstes Ziel meiner Wünsche? Laß uns eilen! Die Warnung kommt von meinem guten Obersten!“

„Meine Glieder aber sind vom Schrecken wie gebrochen!“ seufzte

Clementine: „Meine Ahnung, o meine Ahnung! Ich kann nicht weiter. Laß mich Odem schöpfen.“

Sie sank mit diesen Worten kraftlos. Er hielt sie im Fallen. Er hob sie auf seinen Arm und trug sie schnellen Schrittes fort. Nicht lange war er gegangen, bemerkte er in der Finsterniß unter den Bäumen einen wartenden Wagen. Er näherte sich demselben. Ein breitschultriger Mann saß auf dem Kutschensock; ein Anderer riß den Kutschenschlag auf und rief mit gedämpfter Stimme: „Geschwind, hinein! geschwind! wir dürfen keinen Augenblick verlieren.“ Man hob die entkräftete Clementine in den Reisewagen; schnell folgte Wilmson. Der Diener sprang auf den Kutschensitz. Im Trab ging's davon.

Clementine schien in einer Ohnmacht. Wilmson gerieth in Angst. Er wollte halten lassen, in der Hoffnung, frisches Wasser in der Nähe zu finden. Er lehnte sich zum Kutschenschlag hinaus und rief: „Krabb, Krabb!“

„Teufel, was soll das, Herr Wilmson, sind Sie toll und besessen?“ erwiderte die Stimme des barschen Invaliden durch die Finsterniß und der Wagen flog unaufhaltsam weiter. Zum Glück erholte sich Clementine. Sie that einen tiefen Seufzer. Sie hob an zu sprechen und fragte: „Wo sind wir?“

Es gelang ihm, lieblosend die Furchtsame zu beruhigen. Was ihn selber aber am meisten beruhigte, war eine Flasche Malaga und einige Schwaaere, die er beim Suchen und Umhertappen in den Bagentaschen fand. Der edle, bittersüße Feuertrank aus den hesperischen Gärten stellte Clementinens Kräfte her, und erquickte auch ihn, daß er zur frohen Laune zurückkehrte. Welch eine himmlische Nacht, wenn schon kein Stern herniederfunkelte! Sein junges Weib an der Brust, schien es, als werd' er in einem Wolkenwagen durch die Lüfte getragen.

Bald aber hatten die Glücklichen neue Ursache zur Unruhe. Man

hörte in einiger Entfernung hinten Pferdegetrappel, Menschenstimmen. Offenbar wurden sie von Nachsehenden verfolgt. Es scholl deutlich aus der Ferne das schreckliche „Halt! Halt!“ und die auf dem Bocke vorn riefen: „Vorwärts!“ Die Peitsche pfliff; die Pferde sprengten mit dem Wagen über Stock und Stein, bis sich hinterwärts jede Spur der Verfolgenden verlor.

So ging es durch Dorf und Wald und Feld; bald schneller, bald langsamer, bis der Weg durch tiefen Flugsand führte. Es mochte Mitternacht schon vorüber sein. Man ließ die erschöpften Rosse sich im Schritt erholen. Aber nicht lange, so hörte man wieder hinterwärts Rosse wiehern. „Vorwärts!“ schrien die vorn auf dem Bocke; die Peitsche pfliff. Rasch flog der Wagen über den Sand hin. „Halt! halt!“ schrien schon ziemlich nahe die Verfolger. Es fielen einige Schüsse. Eine Kugel schlug durch den Wagen. Clementine bebt in Todesangst an Wilmsens Brust.

Auch diesmal noch rettete die Kraft der vortrefflichen Rosse. Die Nachsehenden blieben weit im Sande zurück. Nur wenige Minuten hielt der Wagen vor einem einsamen Hof an. Es stand Vorspann bereit. Der wackere Krabb hatte meisterhaft gesorgt. Mit frischen Rossen ging's im Trab weiter. Nach und nach verlor sich die Furcht der Flüchtlinge wieder. Clementine sank übermüde an die Brust ihres Freundes und entschlummerte. Der Wagen zog weich durch den sandigen Weg hin. Die Stille und Einförmigkeit der Bewegung lockte auch in Wilmsens Augen erquickenden Schlaf, gegen dessen Gewalt er sich vergebens sträubte.

Beide erwachten erst, als schon das Tageslicht begann und durch die aufgezogenen Kutschensenster schimmerte. Sie fühlten, der Wagen halte. Sie hörten draußen heftigen Wortwechsel. Der alte Krabb ließ sich mit seiner Donnerstimme in lästerlichen Schwüren und Flüchen vernehmen.

Wilmsen vermuthete Gefahr. Er öffnete das Fensterlein der
Zsch. Nov. VIII.

Rutsche und ward Zeuge eines wunderlichen Schauspiels. Da stand der treue Invalide und suchte mit bloßem Säbel einen jungen, wohlgekleideten Mann, der, genauer betrachtet, kein anderer als der bekannte Herr Kief war, im zeisiggrünen Rock.

„Du verdammter Schuft, du Leute-Entführer, sollte ich dir nicht meine Klinge im Leibe umdrehen?“ schrie Krabb, und fuhr immer fort, den Rücken des Zeisigs zu bläuen: „Habe ich dir nicht gerufen, still zu halten?“

„Herr!“ schrie Kief heulend mit gefalteten Händen: „Sie haben hier kein Recht mehr. Wir sind nicht mehr auf preussischem Gebiet und Boden!“

„Ich wollte, mein Pistol hätte dir schon auf preussischem Boden den Pavianskopf mit Blei gesüttet!“ schrie Krabb und fuhr in seiner Corporalsarbeit unverdrossen fort.

„Halt!“ rief Wilmsen zum Wagen hinaus: „Bist du rasend, Krabb? Was hat der Mensch dir gethan?“

„Was? Alle Wetter! Entführt hat er Sie mir. Wer weiß denn, was der Judas mit Ihnen vorhatte?“ sagte Krabb und ließ seinen Arm ruhen, um Odem zu sammeln.

Kief, froh, dem grimmigen Schnurrbart zu entgehen, stand ganz verblüfft, als er Wilmsens Kopf aus dem Wagenschlag hervorschauen sah. „Mein Gott und Herr!“ schrie er voller Entsetzen: „Wie kommt denn Er da in den Wagen meiner Herrschaft?“

Mehr konnte er nicht sagen, denn Krabbs flache Klinge fiel ihm schon wieder auf den Rücken. „Ich will den Schubjak Mores lehren. Was? Er nennst du meinen jungen Herrn?“ schrie der Invalide.

Wilmsen sprang aus dem Wagen und stiftete Frieden. Nach vielen Fragen, Hin- und Herreden lösete sich das Räthsel, aber zu Kiefs unaussprechlicher Bestürzung. Es ergab sich, Kief habe als Helfershelfer im verbotenen Liebeshandel eines jungen Herrn

von Stande, der mit seinem Liebchen entwischen wollte, Hand geboten und in den Reisewagen das unrechte Pärchen gepackt. Krabb hingegen, der mit vierspänniger Chaise auf Wilmsen gewartet hatte, hörte, als Kief's Wagen an ihm vorüber sprengte, Wilmsens Stimme rufen, da dieser halten lassen wollte, um für die ohnmächtige Clementine Wasser zu fordern. Der gute Schnurrbart glaubte, sein junger Herr sei arretirt und werde auf eine Festung gebracht. Er wollte nun das eigene Leben daran setzen, ihn zu befreien. So war er mit seinem wohlbezahlten Kutscher der nächste Verfolger gewesen, der Allen Furcht gemacht hatte.

Der arme Zeisig gerieth in wahre Verzweiflung, als er jetzt seine Lage erkannte. „O, meine Herrschaft! o, der junge Baron! was ist nun aus ihnen geworden! Weh' mir, was soll ich thun? Was wird aus mir?“

„Ein Schwengel am Galgen!“ rief der Invalide.

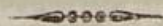
Aber Herr Kief konnte nichts entgegnen; denn neues Erstaunen lähmte ihm die Zunge. Er stand wie versteinert, als Wilmsen ein junges Mädchen aus dem Wagen hob, das die Arme um Wilmsens Nacken schlug, und beim Wenden des Gesichts Clementinen erkennen ließ. Er stand da, wie ein wahres Marterbild, mit dem wechselnden Ausdruck aller Leiden und Leidenschaften. Bald blickte er scheu hinter sich nach Krabbs bloßem Säbel, bald mit allem Grimm der Eifersucht auf das glückliche Pärchen, welches Arm in Arm dem Wirthshause zugin, vor dem die Wagen der Verfolgten und der Verfolger Halt gemacht hatten, bald fluchte und brüllte er wie ein Wahnsinniger, wenn er die leere Kutsche betrachtete, in der er statt seiner neuen Herrschaft, die er in Potsdam jedem Schicksal preisgegeben, die zwei Personen entführt hatte, welche ihm unterm blauen Himmel die verhaßtesten geworden waren.

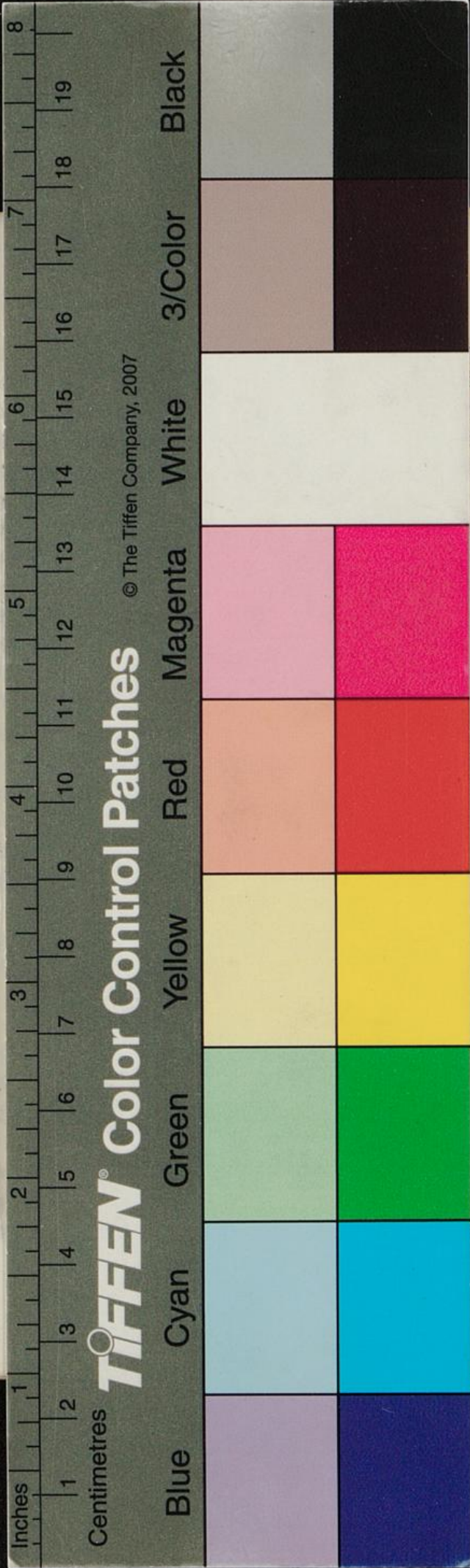
Wilmsen, dem nun deutlich ward, daß die Mahnung zur eiligsten Flucht, die er und Clementine auf der Straße von dem Un-

bekannten empfangen hatten, und eben desselben Warnung vor Arrestation, ganz andern Personen gegolten, schickte sogleich durch Gilboten einen Brief an seinen Gönner, den Gardeobersten. Er berichtete diesem das nächtliche Abenteuer und seine Entführung durch den ehemaligen Kammerdiener des Geheimenraths Gundling. Er erklärte, nach Potsdam zurückkehren zu wollen, wenn man dort seine Entführung nicht als Desertion auslegen würde.

Erst nach drei Tagen kehrte der Bote zurück. Der Oberst sandte in freundlichen Ausdrücken seinem gewesenen Feldweibel den ehrenvollen Abschied vom Regiment und die Versicherung, der gute König habe herzlich über die Entführung gelacht, durch welche in einer der angesehensten Familien zum Glück großes Unglück verhütet worden wäre.

Wilmson mit seiner jungen Frau und dem treuen Krabb fuhren gemächlich durch Deutschland den Ufern des Bodensee's zu, wo die Glücklichen mit Sehnsucht erwartet, mit Freudenthränen empfangen wurden.





Warnung vor
te sogleich durch
er Obersten. Er
eine Entführung
raths Gundling.
wenn man dort
arbe.

der Oberst sandte
eibel den ehren-
, der gute König
welche in einer
englück verhütet

den Krabb führen
ee's zu, wo die
änen empfangen

er in Harau.